



Deutsche Internierten Zeitung.



Der neue deutsche Reichskanzler
Dr. Georg Michaelis.



Europa's größter Kaffee-Rösterei- Betrieb

— • —
Verkaufsfilialen in allen größeren
Schweizer Städten.



Die Mehlbereitung im Kriege.

Brot und Mehl sind die Grundpfeiler der Volksernährung; werden doch im allgemeinen 40 vom Hundert unseres Nährstoffbedarfs durch Brot gedeckt. Diese Zahl, die eher zu hoch als zu niedrig gegriffen ist, läßt erkennen, daß es eine der wichtigsten wirtschaftlichen Aufgaben ist, den vorteilhaftesten Grad der Ausmahlung des Brotgetreides zu bestimmen.

Bei der Verarbeitung von Roggen und Weizen auf Mehl werden die inneren Kornanteile durch Mahlen zerrieben, weil das für die Verdauung notwendig ist. Dabei will man die beiden wesentlichen Bestandteile der Körner, die Stärke und das Eiweiß, im Mehl behalten. Beide machen ja den Nährwert aus.

Nun wird vielfach die Meinung vertreten, zur vollen Ausnutzung des Nährwertes und der Backfähigkeit von Roggen und Weizen empfehle es sich, die ganze Frucht in vermahlener Form zu verwenden. In dieser Weise wird z. B. das sogenannte Vollkornbrot hergestellt. Aber die nicht sehr große Verbreitung dieser Brotart läßt erkennen, daß die restlose Verwendung der aus Brotgetreide gewonnenen Körner nicht überall als vorteilhaft gilt. In dem aus ihnen gewonnenen Mahlgut befinden sich neben den feinen weißen oder hellen auch grobe und dunkel gefärbte Bestandteile. Diese gelten als schwer verdaulich. Das Mahlgut wird deshalb gesiebt. Die auf dem Sieb verbleibenden gröberen Teile, die man Kleie nennt, werden als Viehfutter verwendet. Je nach der Stärke der Mahlung und der Feinheit der Siebe ergibt sich ein bestimmtes Mengenverhältnis zwischen Mehl und Kleie. In diesem Sinne redet man von den verschiedenen hohen Graden der Ausmahlung.

Im Frieden wurde nun Roggen bis höchstens 70 vom Hundert, Weizen bis höchstens 80 vom Hundert ausgemahlen. Dabei verteilen sich die Hauptnährstoffe folgendermaßen:

		Stärke	Eiweiß
Beim Roggen gelangen	ins Mehl:	88 v. H.	60 v. H.
"	in die Kleie:	12 " "	40 " "
Beim Weizen gelangen	ins Mehl:	91 " "	77 " "
"	in die Kleie:	9 " "	23 " "

Die in die Kleie gelangenden Nährstoffmengen sind also beträchtlich. Sie werden der unmittelbaren menschlichen Ernährung durch Verfütterung an das Vieh entzogen. Im Tierfutter kommen sie ja doch nur mittelbar dem Menschen zugute. Da

aber mit dem Umweg über das Vieh ein großer Verlust an Nährwert verbunden ist, weil das Tier die Hauptmenge der aufgenommenen Nahrung nur zu seiner Erhaltung und nicht zur Fleischbildung verbraucht, ist die Viehfütterung also nur dann wirtschaftlich, wenn Gras, Heu, Stroh oder ähnliche, für den Menschen ganz unverdauliche Nährstoffe als Hauptnahrung für das Vieh verwendet werden. Das Brotgetreide soll vielmehr möglichst restlos der menschlichen Ernährung zugänglich gemacht werden.

Nun ist vielfach die Meinung verbreitet, daß ein zu stark ausgemahlenes Mehl zuviel Unverdauliches enthält. Die Wissenschaft hat seit Jahrzehnten sich mit dieser Frage befaßt und festgestellt, daß Brot aus stark ausgemahlenem Mehl zwar mehr Unverdauliches enthält als Brot aus Feinmehl. Bei Ausmahlung des Korns zu 70 vom Hundert wurden durch Professor Rubner 6,66 vom Hundert, bei Ausmahlung bis zu 95 vom Hundert 12,23 als unverdaulich festgestellt. Gleichzeitig wurde aber auch ermittelt, daß es nicht nur auf das Verhältnis von verdaubarer und unverdaubarer Menge ankommt. In der Kleie sind gewisse Nährstoffe, Vitamine genannt, vorhanden, die für den allgemeinen Aufbau des Körpers und für das gesunde Verhalten aller oder einzelner Teile des menschlichen Körpers unentbehrlich sind. Früher wurde der Nährwert eines Nahrungsmittels allein nach dem Gehalt an Eiweiß, Fett und Kohlehydraten bestimmt. Neuerdings werden die Bedeutung des Kaliums, Natriums, Phosphors und anderer Elemente in Rechnung gestellt. Das jetzige Mehl nun ist reich an solchen Verbindungen, die bei der Teiglockerung und Gärung ihre Wirksamkeit entfalten. Wissenschaftliche Ernährungsversuche haben gezeigt, daß eine Mischung von hellem und dunklem Mehl die günstigste Wirkung hat. Es ist auch schmackhaft, wie das Kommißbrot lehrte, das stets gern gegessen wurde.

Aus diesen Gründen also kann der stärkeren Ausmahlung des Getreides, wie sie seit einigen Monaten vorgenommen wird, nur zugestimmt werden. Bis zum 1. Januar 1917 wurde das Brot aus Mehl gebacken, das bis zu 81 vom Hundert ausgemahlen war. Zur Streckung wurden Kartoffeln oder Rüben verwendet. Seitdem aber wird das Korn bis 94 vom Hundert ausgemahlen und

seit kurzem zur Streckung nur Gerstenmehl oder Weizenschrot genommen. Aus 100 Pfund Getreide werden also 94 Pfund Mehl hergestellt.

Jedenfalls ist die scharfe hohe Ausmahlung notwendig, um die Ernährung des deutschen Volkes zu sichern. Die starke Ausmahlung bezweckt nur eine Erhöhung der zur menschlichen Ernährung dienenden Brotmengen. Welche Mengen da in Frage kommen, geht daraus hervor, daß für 1912 und 1913 ein Jahresbedarf von 4259,7 Millionen Tonnen Weizenmehl und 5118,8 Millionen Tonnen Roggenmehl ermittelt worden ist, also insgesamt 9378,5 Millionen Tonnen Mehl jährlich verbraucht wurden. Bei einer schwachen Ausmahlung, wie sie früher gebräuchlich war, könnte niemand die jetzige Brotration erhalten, sondern sie müßte abermals beträchtlich gekürzt werden. Denn wir haben jetzt nicht soviel Getreide wie früher zur Verfügung.

Da die wissenschaftlichen Untersuchungen ergeben haben, daß die stärkere Ausmahlung des Brotgetreides nicht gesundheitsschädlich ist, kann also jeder mit dem jetzigen Mehl und den Erzeugnissen mit Rücksicht auf die Kriegsumstände zufrieden sein. Und das kann er um so mehr, als jeder Deutsche von Anfang August ab, wo die billige Mehrabgabe an Fleisch voraussichtlich wieder eingestellt wird, um die Milchviehbestände zu schonen, an Stelle des billigen Fleisches eine entsprechende Menge weniger ausgemahlene Haushaltungsmehl erhalten soll.

Der Mehlbereitung ist jene Sorgfalt und jene Gründlichkeit zugewendet worden, die ihr bei der Bedeutung des Brotes innerhalb unserer Kriegsernährung zukommt. Die günstigen Ergebnisse, die wissenschaftlich festgestellt wurden, werden auch nach dem Kriege bleibende Wirkung haben.

Hans Ostwald.

Wie werden die Kriegsausgaben gedeckt?

Die in Bergen erscheinende Zeitung „Arbeidet“ vom 18. Juni beschäftigt sich mit der Frage der Deckung der Kriegskosten und führt dazu etwa folgendes aus: Ohne behaupten zu wollen, daß die Kriegsfinanzierung den Beteiligten kein Kopfzerbrechen bereitet, kann man doch sagen, daß die Geldfrage nur untergeordnete Bedeutung hat! Wenn auch die Gelder nicht einmal annähernd durch Ersparnisse beschafft worden sind, so war es doch nicht schwer, die Ausgaben durch Anleihen oder erhöhte Tätigkeit der Notenpresse zu decken. Und trotzdem die gesamten Kriegsausgaben der ersten drei Kriegsjahre auf die Schwindel erregende Summe von 350 Milliarden geschätzt werden, ist doch keines der kriegführenden Länder an den Rand des Bankerotts gebracht. Im Gegenteil, das Vertrauen ist so groß, daß kein Land sonderliche Schwierigkeiten bei der Beschaffung neuer Anleihen zur Fortsetzung des Krieges hat. Es ist daher wenig wahrscheinlich, daß der Krieg wegen Geldmangel oder aus Furcht vor dem Staatsbankrott erlöschen wird. Gleichwohl liegen viele Zeichen vor, die darauf deuten, daß der Krieg, vom wirtschaftlichen Standpunkt betrachtet, den Höhepunkt überschritten hat. Wo steckt dieser scheinbare Widerspruch? Offenbar darin, daß der Krieg, wirtschaftlich betrachtet, nur scheinbar mit Geld geführt wird; in Wirklichkeit wird er mit Nahrungsmitteln, Kleidung, Munition und Waffen geführt. Solange die-e in hinreichenden Mengen zu beschaffen sind, hindert, vom wirtschaftlichen Standpunkt, nichts die Fortsetzung des Krieges. Ja, solange diese Dinge in wachsenden Mengen beschafft werden können, kann der Krieg mit noch vermehrter Wucht fortgeführt werden.

Das wirtschaftliche Problem des Krieges ist daher keine Geldfrage, sondern ein Produktionsproblem. Nur deshalb, weil wir im kapitalistischen Staatswesen gewohnt sind, Erzeugnisse oder Waren in Geld zu messen, sieht es so aus, als ob das Geld das Entscheidende ist, während es in Wirklichkeit auf die in Geld ausgedrückte Summe der Warenmengen ankommt.

Wir wollen versuchen, dieses an einem leicht faßlichen Beispiel klar zu machen: Das Deutsche Reich zählte bei Kriegsausbruch 70 Millionen Einwohner, von denen 30 Millionen erwerbsfähig waren. Das Nationalvermögen wurde auf 310 Milliarden Mark, die gesamte Jahresproduktion auf 51 Milliarden bewertet. Von der Jahresproduktion wurden acht Milliarden zur Neubeschaffung der verbrauchten Rohstoffe verwendet, neun bis zehn Milliarden wurden jährlich dem Nationalvermögen hinzugefügt; für staatliche und kommunale Zwecke wurden etwa sieben Milliarden

verwendet; zur Deckung des Eigenverbrauches des Volkes gingen somit etwa 27 Milliarden drauf.

Im Kriege wurde Deutschland dann von der übrigen Welt abgesperrt und war hierdurch wirtschaftlich und finanziell auf sich selbst angewiesen. Die wirtschaftlichen Probleme des Krieges sind daher am leichtesten an Deutschland zu illustrieren; die Ergebnisse, zu denen wir weiter unten kommen, haben aber durchaus für alle kriegführenden Länder Gültigkeit.

Bei Kriegsausbruch wurden sieben bis zehn Millionen Männer in Deutschland mobil gemacht, ein Viertel bis ein Dritte der erwerbsfähigen Bevölkerung war also eingezogen. Die Produktionskraft müßte daher zum mindesten in entsprechendem Grade vermindert sein, da es sich bei den Eingezogenen um die Tüchtigsten und Kräftigsten handelte. Ein Teil von ihnen wurde aber nach und nach durch Frauen und Kinder ersetzt, so daß der Verlust nicht so groß war. Bekannte Volkswirtschaftler, wie Professor Cassel in Schweden, berechneten den Ausfall auf nur 20 vom Hundert, nachdem man die Produktion zu regeln vermochte. Abgesehen von den ersten sechs Kriegsmontaten sank der Jahreswert der Erzeugung von 51 auf 40 Milliarden Mark. Da der Krieg stark vermehrt und in der Art wesentlich veränderten Verbrauch mit sich brachte, entstanden hier Schwierigkeiten, denn letzten Endes muß der Verbrauch durch die Erzeugung gedeckt werden. Wie ist es möglich, hier den Ausgleich zu schaffen? Die neun bis zehn Milliarden jährlicher Kapitalvermehrung werden natürlich zuerst hierfür verwendet; die acht Milliarden, die sonst zur Neubeschaffung von Rohstoffen dienen, werden infolge der Produktionseinschränkung automatisch in entsprechendem Maße, also um zwei Milliarden oder 20 vom Hundert zurückgehen, aber weitergehende Ersparnisse können an diesem Posten nicht gemacht werden, wenn die fortgesetzte Produktion aufrecht erhalten werden soll. An den öffentlichen Ausgaben können kaum Ersparnisse vorgenommen werden; wohl können geplante Neubauten, Wegebauten, Eisenbahnen, Kanäle usw. hinausgeschoben und die Arbeiten begonnener Bauten eingestellt werden, aber andererseits bringt der Krieg, abgesehen von den direkten Kriegsausgaben, eine ganze Reihe Verpflichtungen für das Staatswesen mit sich.

Abgesehen von den Kriegsausgaben wäre damit der Ausgleich der Rechnung erreicht. Wie können nun die Kriegsausgaben gedeckt werden? Vor allem durch Ersparnisse in den Verbrauchsausgaben der Bevölkerung. Diese beliefen sich vor dem Kriege auf 27 Milliarden. Was die Soldaten betrifft, so muß mit einer Verbrauchs-

suchungen
ahlung des
h ist, kann
d den Er-
sumstände
so mehr,
st ab, wo
ussichtlich
hbestände
sches eine
emahlenes

und jene
ih bei
b unserer
stigen Er-
lt wurden,
e Wirkung
Ostwald.

s des Volkes

der übrigen
aftlich und
tschaftlichen
an Deutsch-
t wir weiter
kriegführen-

n Millionen
riel bis ein
also einge-
n mindesten
es sich bei
Kräftigsten
h und nach
Verlust nicht
ie Professor
auf nur 20
zu regeln
chs Kriegs-
von 51 auf
mehrten und
h mit sich
etzten Endes
ckt werden.
affen? Die
vermehrung
acht Milliar-
ffen dienen,
automatisch
iarden oder
nde Erspar-
ht werden,
ten werden
um Erspar-
plante Neu-
sw. hinaus-
n eingestellt
esehen von
e Verpflich-

e damit der
en nun die
durch Er-
evölkerung.
Milliarden.
Verbrauchs-

vermehrung um 50 vom Hundert gerechnet werden. Angenommen, daß ein Siebentel der Bevölkerung mobil gemacht ist, so können wir mit Sicherheit annehmen, daß deren Verbrauch mindestens sechs Milliarden beträgt. Um den Verbrauch der übrigen Bevölkerung zu decken, verbleiben somit 21 Milliarden. Rechnet man mit einer so hohen Herabsetzung des Verbrauchs, wie 40 vom Hundert, so bedeutet das eine Ersparnis von 8,4 Milliarden. Nach oberflächlicher Schätzung wäre das kaum mehr als die Hälfte der deutschen Kriegsausgaben. (Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß man darauf hinweisen, daß die Geldsummen, mit denen wir die ganze Zeit gerechnet haben, nur der Ausdruck für gewisse bestimmte Warenmengen sind, und zwar berechnet zu den Preisen vor dem Kriege. Die 16—17 Milliarden, die wir für Kriegsausgaben rechnen, sind somit nicht identisch mit Deutschlands Geldausgaben für den Krieg. Die Warenpreise sind nämlich so sehr gestiegen, daß man für das, was man im Jahre 1913 für 16—17 Milliarden beschaffen konnte, im Jahre 1915 25 Milliarden bezahlen muß.)

Die große Frage bleibt also, wie können die fehlenden acht Milliarden gedeckt werden? Die Ausschreibung neuer Steuern, Anleihen oder der Druck von mehr Papiergeld löst die Schwierigkeit offenbar nicht, denn man braucht nicht mehr Gelder, sondern mehr Nahrung, Kleidung, Waffen und Munition, also handgreifliche Waren (oder Arbeitserzeugnisse). Nun ist aber bereits über die ganze Warenerzeugung verfügt. Wie soll man also dann den Bedarf befriedigen?

Das Nationalvermögen besteht in aufgespeicherten Arbeitsmitteln, Arbeitsgerätschaften, Werkzeug, Maschinen, Bauten usw. Diese Dinge haben keine unbegrenzte Lebensdauer und müssen in längerer oder kürzerer Zeit ersetzt werden. Bei einem Staate, wie dem deutschen, der jährlich sein Nationalvermögen um neun bis zehn Milliarden erhöht, ist es klar, daß das Kapital auch reproduziert, d. h., daß ein Teil der Arbeitskraft der Nation dazu verwendet wird, um die verbrauchten Arbeitsmittel durch neue zu ersetzen. Für Werkzeuge rechnet man mit einer Erneuerung alle vier bis fünf Jahre, während Maschinen zehn Jahre und Bauten 40—50 Jahre Lebensdauer haben. Das Jahr für Jahr neu ersetzte (reproduzierte) Kapital kann ungefähr mit 25—30 Milliarden veranschlagt werden.

Während des Krieges kann man vom Kapital zehren, indem man die Neuersetzung einschränkt, sich mit den Arbeitsmitteln länger behilft, als in gewöhnlichen Zeiten und die dadurch frei gewordenen Arbeitskräfte und das frei gewordene Kapital für die Erzeugung von Verbrauchs- und Kriegsartikeln verwendet. Je länger man aber hierzu genötigt ist, umso mehr wird die Erzeugungskraft vermindert. Es handelt sich dabei also um eine zweischneidige Waffe. Früher oder später wird man der Produktion so schwere Wunden zufügen, daß die absolute Produktionsfähigkeit dermaßen herabsinkt, daß der Gewinn schließlich völlig draufgeht und sogar ein Verlust entsteht. Falls der Krieg sich also hinreichend in die Länge zieht, kann er letzten Endes aus rein wirtschaftlichen Gründen zu Ende gehen.

Zur innerpolitischen Krise in Deutschland.

Ein Ereignis, das selbst die uns feindlichen Staaten in Spannung hielt, als rüttelte es an ihren eigenen Türen, ein Ereignis, das die Vorgänge an der Ost- und Westfront überschattete, dem die deutschen, neutralen und feindlichen Zeitungen spaltenlange Artikel widmeten, „ist nicht mehr“, sondern war die innerpolitische Krise in unserem Vaterlande. Denn schon heute können wir sagen, daß die Krisis in glücklicher Form überwunden ist und unsere Feinde ihre Hoffnungen auf die katastrophalen Folgen, denen nach ihrer Ansicht unser Deutsches Reich entgegenging, zu Grabe tragen können.

Immerhin können wir nicht leugnen, daß die Vorgänge im Innern unseres Vaterlandes manches deutsche Herz mit Bangen für die nahe Zukunft erfüllten. Nicht die Fragen waren es, ob Bethmann gehen oder bleiben wird, ob das gleiche Wahlrecht in Preußen noch während des Krieges eingeführt oder gar ob Deutschland das parlamentarische Regierungssystem des Westens übernehmen wird, die bei vielen Sorge verursachten, sondern die Frage, wird dieser innere Zwist eine unheilvolle Rückwirkung auf die Einigkeit unseres Volkes und somit einen entscheidenden ungünstigen Einfluß auf die siegreiche Fortführung des Krieges gewinnen?! Gottlob können wir bereits heute, nachdem die Frage der Wahlrechtsreform in Preußen und der gordische Knoten der Kanzlerschaft gelöst worden sind, diese Frage verneinen und mit Genugtuung sagen, daß unsere Feinde, was ihre Hoffnung auf die Uneinigkeit im deutschen Volke anbetrifft, nur den Vorschub der Schadenfreude genossen haben.

Naturgemäß ist der Weltkrieg, der die Anschauungen der Menschheit in ihren Grundfesten erschüttert hat, der die russische Märzrevolution gebar, nicht spurlos an dem innerpolitischen Leben des deutschen Volkes vorübergegangen. Unser Kaiser, den Geist dieser Zeit erkennend, trug dem Wunsche des Volkes, größeren Anteil an den innerpolitischen Vorgängen zu nehmen, Rechnung, indem er an sein Volk die „Osterbotschaft“ richtete und seinen unerschütterlichen Willen, das preußische Klassenwahlrecht zu ändern, in den Worten kundgab: „Nach den gewaltigen Leistungen des ganzen Volkes in diesem furchtbaren Kriege ist nach meiner Überzeugung für das Klassenwahlrecht in Preußen kein Raum mehr.“ Gleichzeitig wandten sich die folgenden Sätze an den bisherigen Reichskanzler und beauftragten ihn, die Vorbereitungen für die Neuordnung des preußischen Wahlrechts unverweilt abzuschließen, damit nach Heimkehr der Krieger diese Männer „mitraten“ und „taten“ können am Fortschritt der Zeit.

War auch ganz Deutschland über die Erfüllung des Kaiserwortes über jeden Zweifel erhaben, so machte sich doch allmählich im Volke der Wunsch geltend, die Früchte dieses Versprechens noch während des Krieges reifen zu sehen, zumal das Dunkel des Krieges in absehbarer Zeit der Morgenröte des Friedens nicht zu weichen scheint.

Wenn auch seitens des Kaisers und seiner Ratgeber berechnete Bedenken gegen eine sofortige Einführung der Wahlrechtsreform bestanden, so wichen sie doch nach reiflicher

Überlegung der Überzeugung, daß ein Volk mit so hervorragenden Eigenschaften wie das deutsche, das nahezu drei Jahre den Kampf gegen eine Welt von Feinden nicht nur standgehalten hat, sondern das auch gegen diesen Feind siegreich gewesen ist, neben dem äußeren Kampf auch den inneren glücklich überwinden würde. Als wahrer Volkskönig, der nur das Wohl des Volkes, mit dem er durch gegenseitige Bande des Vertrauens verbunden ist, am Herzen liegt, ging



Theobald von Bethmann-Hollweg.

daher unser Kaiser einen Schritt weiter und ordnete an, daß das Wahlrecht zum Abgeordnetenhaus auf der Grundlage des gleichen Wahlrechts aufzustellen und die Vorlage so frühzeitig einzubringen sei, daß die nächsten Wahlen nach dem neuen Wahlrecht stattfinden können.

Durch diese Kundgebung freier Entschließung des Königs war nicht nur den Zwistigkeiten unter den einzelnen Parteien eine Spitze abgebrochen, sondern auch, wie die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hierzu schreibt, „volle Klarheit über die Frage des preußischen Wahlrechts geschaffen. Die in der Osterbotschaft zunächst offen gelassene Frage, ob die Reformvorlage neben dem geheimen und direkten Wahlverfahren ein Pluralwahlrecht oder das gleiche Wahlrecht vorzusehen habe, ist nunmehr in letzterem Sinne entschieden worden.“

War durch diesen Erlaß die innerpolitische Krise auch noch keineswegs gelöst, so hatte die Regierung damit doch immerhin den größten Teil des Zündstoffes aus dem Wege geräumt, und der Höhepunkt der Krise konnte als überwunden gelten.

Während die Wahlrechtsreform in Preußen, wie bereits eingehend behandelt, der eine Grund für den Hader im Deutschen Reiche war, so mußte der Zwist durch die verschiedene Auffassung der einzelnen Parteien in der äußeren und inneren Politik sowie der Kriegs- und Friedenszielfrage nur noch eine erhebliche Verschärfung erfahren. Diese Fragen drohten das deutsche Volk in zwei Lager zu trennen und schienen nicht geeignet zu sein, die unbedingt notwendige Einigkeit des deutschen Volkes zu erhöhen und ihren Bestand während des Krieges und für die Zukunft zu sichern. So war die Frage des Bleibens bzw. Nichtbleibens des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg mit der Lösung der preußischen Wahlrechtsreform und somit der Lösung der ganzen Krise eng verbunden. In voller Erkenntnis dieser Sachlage und nur das Wohl seines Vaterlandes im Auge habend, reichte daher dieser verdienstvolle Mann seine Demission ein, die ihm der Kaiser unter Verleihung des Sterns des Großkomturs des Königlichen Hausordens von Hohenzollern in Gnaden gewährte. Mit Bethmann-Hollweg scheidet ein Mann aus der politischen Geschichte des Deutschen Reiches, der acht Jahre lang das Reichsschiff durch die brandenden Wogen des politischen Meeres gesteuert hat, um, wie fast alle Staatsmänner, sich durch den Lauf der Zeit aufzubrauchen. Kein Mann im deutschen Volke verkennt seine Verdienste, die er sich um unser Vaterland erworben hat.

Die Wahl, die der Kaiser getroffen hat, ist auf den Erben Batocki's, den bisherigen preußischen Staatssekretär für die Ernährung, Dr. Michaelis, gefallen. Das Vertrauen, das unser Kaiser damit dem bisherigen Ernährungskommissar geschenkt hat, teilt das deutsche Volk voll und ganz. Mit ihm tritt ein Mann von tiefem Wissen an die Spitze der Reichsregierung, ein Mann, der reiche Erfahrung und unbeirrbares Zielbewußtheit, mit starken Nerven und ungewöhnlicher Energie verbindet. Er ist ein Mann, der sich bereits das Vertrauen und die Sympathien des Volkes und der Volksvertretung durch seine verdienstvollen organisatorischen Maßnahmen im Ernährungswesen erworben hat, die er mit starkem Willen durchzusetzen wußte.

Das deutsche Volk hat das Vertrauen und weiß, daß das Steuer in sicherer Hand ist und daß der neue Reichskanzler das alte Wort zum Heile unseres Vaterlandes befolgen wird: „Regieren heißt voraussehen.“

Bern, 15. 7. 17.

Kr.

Österreich-Ungarns Wirtschaftskraft.*)

Von Marcello Rogge.

Österreich-Ungarns Wirtschaftskraft wurde zu Beginn des Krieges von unsern Gegnern, besonders von England, weit unterschätzt. Es nimmt dies vielleicht um so mehr Wunder, wenn man einmal an Hand nüchterner Angaben und einiger notwendiger statistischer Zahlen sich den Stand des Wirtschaftslebens in Österreich-Ungarn vor dem Weltkriege in großen Umrissen vor Augen führt. Wir wollen hier nicht auf die sich aus den folgenden Ausführungen selbst für den Laien klar ergebende Entwicklungsmöglichkeit der Volkswirtschaft näher eingehen. Die letzten drei Jahre haben uns ja hinlänglich bewiesen, daß hierfür im Lande unserer Verbündeten alle Kräfte eingesetzt werden, und daß die Kriegswirtschaft der Donaumonarchie gleich der unsern und der unsern anderen Verbündeten ein „Durchhalten“ bis zur Erlangung eines uns günstigen Friedens in jedem Falle gewährleistet.

Die österreichisch-ungarische Monarchie besteht bekanntlich aus zwei Staatsgebilden oder Reichshälften, nämlich dem österreichischen Staatsgebiete, das sind nach der Verfassung „die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder“ mit einem Flächenraum von 300 005 qkm und einer Einwohnerzahl (1910) von 28,6 Millionen, sowie dem ungarischen Staatsgebiete, das sind „die Länder der heiligen ungarischen Krone“ mit einem Flächenraum von 324 851 qkm und einer Besiedelung von 20,9 Millionen Einwohnern. Hierzu sind noch zu zählen Bosnien und die Herzegowina mit 51 000 qkm Fläche und 1,9 Millionen Bewohnern, so daß sich die gesamte Oberfläche Österreich-Ungarns auf rund 676 000 qkm mit etwa 51,4 Millionen Landeseinwohnern beläuft.

Man kann im allgemeinen Österreich mit seinen zahlreichen bedeutenden Städten als den Industrie- und Ungarn als den Agrarteil der Doppelmonarchie bezeichnen. Dies drückt sich äußerlich schon in den Besiedelungsverhältnissen aus. In Österreich kommen 95 Einwohner auf den Quadratkilometer, in Ungarn dagegen nur 64. Naturgemäß vermischen sich jedoch die Grenzlinien der Produktionen beider Länder.

Die industrielle Entwicklung Österreichs ist besonders seit dem mit dem Jahre 1906 beginnenden neuen Zollzeitabschnitt als sehr bedeutend zu bezeichnen und hatte im Laufe der letzten normalen Jahre vor dem Kriege durch Neugründungen und Betriebserweiterungen ganz erheblich an Ausdehnung wie Erzeugungskraft gewonnen. Im Jahre 1906 wurde die Zahl der fabrikmäßigen Betriebe mit 13 089 angegeben, im Jahre 1910 bereits mit 15 443. Jahre, wie z. B. 1907 weisen eine Steigerung von 671, 1910 von 614 Betrieben auf. Es verdient zweifellos diese Belebung der österreichischen Industrie in dem verhältnismäßig kurzen Zeitabschnitt von fünf Jahren größte Aufmerk-

samkeit, so daß noch einige Zahlenangaben dieses Bild verdeutlichen mögen. In Österreich bestanden:

Industrie für	Zahl der fabrikmäßigen Betriebe		Zunahme
	1905	1910	
Stein, Erde, Ton, Glas . . .	2087	2697	610
Metallverarbeitung	1283	1518	235
Maschinen und Apparate . .	846	1039	193
Holz- und Flechtwaren . . .	1184	1467	283
Kautschuk, Zelluloid	31	44	13
Textilindustrie	2348	2639	291
Bekleidung, Putzwaren . . .	455	640	185
Papierindustrie	684	790	106
Nahrungsmittel	2082	2225	143
Chemische Industrie	781	925	144
Kraftanlagen	350	536	186

Auch in Ungarn zeigte sich deutlich eine Steigerung der industriellen Produktion. Der Staat tat hier sein Möglichstes. So bewilligte er etwa vom Jahre 1907 ab allein an Gründungsbeiträgen 22 Millionen Kronen. In den letzten zehn Jahren wurden in Ungarn zur Errichtung von 438 Fabriken mit einem Gesamtaufwand von 720 Millionen Kronen staatlicherseits 125 Millionen Kronen beigetragen. Die Zahl der Gewerbetreibenden in Ungarn betrug im Jahre 1869: 640 964, d. h. 9,4 Prozent der Gesamtbevölkerung, im Jahre 1900: 1 127 130, d. h. 12,8 Prozent der Bevölkerung.

Besonders wichtig in seinen engen Zusammenhängen mit der heutigen Kriegswirtschaft wurde natürlich die landwirtschaftliche Kraft, dank der die Doppelmonarchie der Aushungerungspolitik des Vierverbandes ein Paroli zu bieten in stand gesetzt wurde. Trotz der erheblichen Entwicklung des Gebirgslandes sind nur sechs Prozent des gesamten Bodens unproduktiv. Über die Hälfte der arbeitenden Bevölkerung dient der Land- und Forstwirtschaft. Eine gute Übersicht vermögen hier folgende Angaben über die Kulturrepartition zu geben:

	Österreich	Ungarn
Waldungen	98 000 qkm	91 000 qkm
Wiesen und Weiden	71 000 „	74 000 „
Ackerboden	106 000 „	135 000 „

Der Ackerboden ist am besten und ausgedehntesten in Böhmen, Mähren, Galizien, auf der ungarischen Ebene sowie in Niederösterreich. Etwa $\frac{3}{5}$ der Ackerfläche trägt Getreide, $\frac{1}{7}$ Wurzelfrüchte und $\frac{1}{7}$ Futterpflanzen. Ungarn ist vorzüglich Anbaugebiet von Weizen und Mais, Österreich mehr von Roggen, Hafer und Kartoffeln. Betrachtet man die landwirtschaftliche Produktion der Doppelmonarchie im einzelnen, so findet man Hülsenfrüchte, Kraut, Buchweizen, Flachs, Hanf, Raps, Rübsen, Mohn, Anis und Fenchel, letztere Arten besonders in den Karpathen, Zichorie in Böhmen, Hopfen in Böhmen, Galizien und Steiermark (1904: 8890 Tonnen), Kürbisse vorzüglich in der Bukowina (1904: 150 512 Tonnen), Kern- und Steinobst hauptsächlich in Böhmen und

*) Aus Heft 31 der D. K. W.

Steiermark, Feigen, Mandeln und Olivenöl in Dalmatien und dem südlichen Küstenland, sowie in Galizien. Auch der Weinbau ist gleichfalls überall weit verbreitet, besonders in Niederösterreich (24,5 Prozent des Gesamtertrages, der z. B. 1904 4,48 Millionen Hektoliter betrug), in Tirol (20,5 Prozent), in Dalmatien (18,3 Prozent), in Steiermark (15 Prozent), sowie in Ungarn (Tokayer Wein). Erwähnenswert ist ferner noch, daß der Zucker einen erheblichen Erwerb und Ausfuhrartikel bildet.

Der Viehbestand ist recht bedeutend und eine weitere Vermehrung dank der günstigen Landesverhältnisse sehr wohl möglich. In Österreich ergab 1910 die Viehzählung 9,2 Millionen Rinder, darunter 4,9 Millionen Kühe (in Galizien allein 3 Millionen, in Böhmen nicht viel weniger). In Ungarn zählte man 7,3 Millionen Rinder, in Bosnien 1,4 Millionen. Ferner ist die Schafzucht in der Donaumonarchie von großer Bedeutung (Schafziffer in Ungarn 8,5 Millionen, in Österreich 2,4 Millionen, in Bosnien und der Herzegowina 3,2 Millionen). Die Zahl der Schweine (in Österreich 6,4 Millionen, in Ungarn 7,6 Millionen) zeigt diese Zucht als weniger bedeutungsvoll als bei uns. Die Doppelmonarchie ist, wie bekannt, sehr reich an Pferden (Bestand 1912 rund 4,2 Millionen).

Für die Volkswirtschaft ist auch die ausgedehnte Forstwirtschaft mit ihrer Moorkultur und Torfgewinnung wichtig. Österreich-Ungarn ist reich an schönem alten Waldbestand, der sich bis an die Hauptstadt (Wiener-Wald) erstreckt. In Österreich herrscht der Nadelwald, in Ungarn der Laubwald vor.

Aber auch in seinem Innern birgt der Boden reiche Schätze, so daß Bergbau und Hüttenproduktion ganz beträchtlich sind. Frisch- und Rohgußeisen (erstes vorzüglich in Steiermark,

Böhmen. Mähren, letzteres besonders in den Sudetenländern), Zink (in Galizien und Steiermark), Silber (in Böhmen), Quecksilber (Krain), Kupfer (in Salzburg) und endlich Salz (in Galizien und Oberösterreich) sind nur einige der wichtigsten Bodenschätze, deren Ausbeute sich zweifellos noch beträchtlich steigern läßt.

Entsprechend der günstigen Entwicklung der Erzeugungskraft des Landes ist naturgemäß in den letzten Jahren vor dem Kriege eine ganz bedeutende Steigerung des Außenhandels der Doppelmonarchie zu beobachten gewesen, und es ist heute für uns von besonderem Belang, daß in dem gesamten auswärtigen Handelsverkehr Österreich-Ungarns der Handel mit Deutschland von jeher bei weitem die erste Stelle einnahm. Nach der deutschen Handelsstatistik haben z. B. im Jahre 1912 Deutschland und die Donaumonarchie im Einzelhandel (ohne Gold und Silber) Güter im Gesamtwert von 1864,9 Millionen Mark ausgetauscht. Eingeführt wurden aus Österreich-Ungarn nach Deutschland für 829,6 Millionen Mark und aus Deutschland für 1035,3 Millionen Mark.

Können wir hier auch nur flüchtig den unlängst erfolgten Abschluß der Ausgleichsverhandlungen zwischen den beiden Doppelstaaten erwähnen, so darf man sich doch mit Recht hiervon eine besonders günstige Wirkung auf die zukünftige Entwicklung des gesamten Wirtschaftslebens der uns treu verbündeten Völker versprechen. Eine weitere Festigung der wirtschaftlichen Kraft Österreich-Ungarns ist somit auch für die Folgezeit sichergestellt. Diese wird in dem Völkerkriege, das zugleich doch auch eine ungeheure wirtschaftliche Belastungsprobe aller Länder, kriegsführender und neutraler, darstellt, einen bedeutenden Faktor für einen uns günstigen Ausgang des Weltkrieges bilden.

Georg Jenatsch.

Versuch einer kurzen, geschichtlichen Darstellung von Emil Kast, Karlsruhe, z. Zt. Davos.
(Fortsetzung.)

In kurzer Zeit standen alle drei Bünde (der Zehn-gerichtbund, der Gotteshausbund und der Obere oder Graue Bund bildeten den Kern des heutigen Kantons Graubünden) unter Waffen. In Thusis trat ein gemeinsames Tribunal zusammen, in dem dank des Säumens einiger Bezirke die Prädikantenpartei überwog und entscheidenden Einfluß auf den Gang der Verhandlungen ausübte. Eine Reihe Todesstrafen wurde vollzogen, gegen die Planta gewütet, der Erzpriester Rusca, von den Katholiken wie ein Heiliger verehrt und mit dem Namen „Ketzerhammer“ ausgezeichnet, wurde zu Tode gefoltert. Vor Schmerzen hatte er in unerschütterlicher Standhaftigkeit seine Zunge zerbissen. Da in dieser Zeit das blühende Dorf Plurs durch einen gewaltigen Erdbeben ganz vernichtet wurde, sahen die Katholiken ein Gottesurteil gegen die Thusner. Unklugerweise verschonte man auch den französischen Gesandten nicht mit einer Strafe, so daß man von Frankreich Schwierigkeiten befürchten mußte. Ende 1618 löste sich das Tribunal auf, die Volkswut legte sich aber noch lange nicht, wie aus der zeitgenössischen Literatur hervorgeht:

„Der Predicanten standt
Ist ietz, pfuy dich der schandt,

Nit zum Jesuiterorden:
Henckers knecht seindt sy worden . . .

. . . Ihr seindt höuwtschrecken usz dem abgrund
So als verwüestet mit ir schlundt,
Wasz facht ihr an, o himmellosze,
S'teuffels khinder, ungeistlose?

Ist dasz euer nüw glauben:
Uffruhr stifften, folteren, rauben,
Brennen, schriben, urthlen setzen,
Klagen, lügen, wuetten, hetzen?

Ist dasz euwer directorium
So walt sy Gott in einer summ.
Vermag dasz euer Evangelium
Schelt nicht mehr unser Pabstum.

O wehe der schandt und grossen sünd,
Ir seindt der Venedigern jagdhünd . . .

. . . Genatzius dasz gottlosz maul
Aerger dann ein fisch, der da faul,
Kompt erst ietz aus der haber pfann,
Ist ein ehrlösz verlogner mann . . .“

Rechtfertigungsversuche des Thusner Gerichts erfolgten zwar in großer Zahl, aber ohne Nutzen, denn den Vorwurf der politischen und zugleich kirchlichen Hetzerei konnten sie nicht entkräften.

Das neue Jahr, 1619, brachte vor allem Klagen über die gewalttätigen Prädikanten Alexander und Vulpus, die in kurzer Zeit wieder das ganze Land in Aufruhr brachten. Die Engadiner unter Jenatsch zogen auf Chur los, das von den Misoxern und Oberbündnern gehalten wurde, die einen siegreichen Ausfall machten. Als Beute brachten sie unter den Gefangenen sogar den Vulpus ein. Jetzt erfolgte die Rache für die Gewalttaten des Thusner Tribunals. Blasius Alexander wurde vogelfrei erklärt, Jenatsch und andere entgingen einer unmittelbaren Bestrafung, weil sie auf die Vorladungen hin nicht erschienen, wohl aber mußten sie sich versteckt halten. Doch bald konnte der Mesner eines Veltliner Dorfes wehmütig ihr Wiederauftauchen berichten, er war aus irgendwelchem Grunde von Jenatsch durchgeprügelt worden. Die Folge davon war, daß Jenatsch auf der Prädikantenzusammenkunft in Zuz seines Amtes entsetzt wurde, ein gleiches geschah mit Alexander. Beide begaben sich nunmehr ganz in den Dienst Venedigs und mußten vor den Nachstellungen der Planta in die Eidgenossenschaft, nach Zürich, fliehen. Bald setzte eine neue spanienfeindliche Strömung ein, genährt durch schriftliches Belastungsmaterial gegen Planta, in Davos konstituierte sich ein neues Strafgericht gleich parteiisch wie das frühere in Thusis. Es mußte der wieder heftig einsetzenden Anfeindung weichen, im Sommer 1620 löste es sich auf.

Im gleichen Jahre vermählte sich Jenatsch und zog, freilich nicht für lange, zum Schutz gegen die spanischen Verfolger ins Engadin, gut bezahlt von den Venetianern.

Die Veltliner planten eine Abschüttelung der bündnerischen Herrschaft unter Führung von Plantas Neffen Robustelli. In der Nacht vom 18. zum 19. Juli richteten sie unter dieses brutalen Gesellen Anleitung in Tirano ein schauerhaftes Blutbad an, suchten möglichst alle Protestanten umzubringen, und bald wurde dieses Beispiel allerorts nachgeahmt. Jenatsch konnte mit seiner Frau in Sicherheit entfliehen, denn ins Bergell und Oberengadin rückte Robustelli nicht, um nicht allzuviel aufs Spiel zu setzen. Auch die Grafschaft Worms (Bormio) fiel von den Bündnen ab, nur Chiavenna blieb treu, obwohl es eine Zeitlang von den Veltlinern sehr bedrängt wurde, doch kam rechtzeitig noch genügender Entsatz. Zu gleicher Zeit machte Planta vom Tirol her, wo er erworben hatte, einen besonderen Zug ins Münstertal, dessen Bewohner trotz tapferster, von Blasius Alexander geleiteter Gegenwehr gezwungen wurden, österreichisch zu werden. Die Veltliner setzten eine Verteidigungsschrift wegen der Geschehnisse auf, die aber das schlimmste Lügenmachwerk jener Zeit ist, freilich reiht sich ihr auf der gegnerischen Seite würdig die instructio Rhaeto-Venetorum an, die eine systematische Hetze gegen alle Prädikantenfeinde lehrte.

Die Wut der Protestanten war gegen die Veltliner überall groß, aber verschiedene eigens unternommene Rachefeldzüge scheiterten kläglich. Besonders der letzte, zu dem man aus Bern und Zürich auf den umständlichsten Umwegen Zuzug erhalten hatte, wurde von den Spaniern gründlich und schnell zu Ende gebracht. Die wichtigste Folge dieses Zuges war die, daß jetzt die fünf katholischen Orte der Schweiz zum Schutze der bündnerischen Katholiken unter spanischer Führung Truppen einmarschieren ließen, wodurch sich die spanische Partei außerordentlich gehoben fühlte. Am meisten litten unter der neuen Lage natürlich wieder die Prädikanten, und im Spätherbst finden wir Jenatsch mit vielen anderen im sicheren Zürich. Aber selbst dort wurden Jenatsch und Alexander durch die Hetzereien der Oberengadiner Geistlichkeit behelligt, fanden aber in Züricher Geistlichen, wie Lavater, beredte und erfolgreiche Verteidiger, so daß dieser ganze Handel bald ein Ende hatte. Merkwürdigerweise hat sich bei dem einen Angriffsschreiben auch Jenatschs Vater, Israel, unterzeichnet. Die Ereignisse eilten weiter. Bald erschienen im Oberen Bund unter fünfjährigem Schutze Jesuiten und andere Geistliche zur Rekatholisierung der an Zahl ihrer

Bewohner schwächlichen protestantischen Gemeinden. Dazu nahm der Obere Bund mit Teilnehmern aus den andern Bündnen das Mailänder Kapitulat an, das die Unterzeichnenden eigentlich ganz an Spanien auslieferte. Auch stellte man den Venetianischen heftig nach, Jenatsch konnte mit knapper Not der drohenden Gefahr ins Prättigau nach Grüsch entkommen. Andere folgten ihm, und die so Bedrängten nannten von jetzt ab ihre Partei „die Gutherzigen“. Sie tagten in Grüsch auf einer Besetzung derer von Salis in Erwartung neuer Feindseligkeiten von Plantas Seite, aber zuversichtlich in der beruhigenden Gewißheit, die Franzosen würden sich (aus Haß gegen Spanien) auf ihre Seite stellen, sowie es ans Losschlagen gehe. So schritten die Gutherzigen zur Ausführung ihres Planes, der Ermordung des ingrimmig gehaltenen Pompejus Planta. (Das geschah vielleicht mit Wissen der Franzosen, Planta wenigstens hatte von dem Vorhaben Kunde bekommen, es aber nicht verstanden, sich genügend zu sichern.) Unter Führung von Jenatsch und Alexander langte der kleine Trupp von Männern aller drei Bünde am 25. Februar frühmorgens vor Schloß Rietberg an. Das Schloß wurde gestürmt, alles kurz und klein geschlagen. Planta, eben aufgewacht und nur notdürftig bekleidet, bat um sein Leben, Schwertstreiche waren die Antwort. Selbst der Leichnam wurde nicht geschont, „weil jeder ein Zeichen an dem verretter tun wollen“. Seine Tochter Katharina Lukrezia soll bei diesem schauerlichen Racheakt zugegen gewesen sein. Unangefochten kehrten die Mörder zurück, denn lähmender Schrecken über die schnell verbreitete Nachricht hinderte jedwede Verfolgung.

Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich aller Parteien. In gleicher Stärke tönten für Jenatsch Hosianna und Kreuziget ihn. Eine stättliche Intervention, die man in Erwägung gezogen hatte, unterblieb. Nach der Ermordung Plantas gaben die Gutherzigen aber keine Ruhe, sondern sie setzten ihr Wüten im Engadin fort. Die Bevölkerung erduldet alles in tatenloser Furcht, die Diplomaten waren ratlos über dieses durchaus berechnete (nicht etwa wahllose) Vorgehen. Da man aber die spanische Vergeltung herankommen sah, entschlossen sich die Engadiner zu eigenem Handeln, unterstützt von Münstertal und Bergün. Dank der geschickten Führung Jenatschs glückte das Unternehmen, die Oberbündner und Fünförtlichen mußten besiegt das Feld räumen, die Gutherzigen hatten glänzend gewonnen. Ein literarisches Zeugnis ihrer Siegesfreude und ihres Hohngelächters über den sehr fluchtgewandten feindlichen Feldherrn sei mitgeteilt:

Berdinger ist ehrenwärt,
Er stillt die kü und laszt die pferdt:
Doch häszlich es ihm ist mislungen,
Dann ihm man hat auch d'kü abtrungen.

Berdinger der Ehrenmann
Im fliehen sein wolt z'vorderst dran:
Drumb er jm d'stiffel liesz ausziehen,
Damit er könnte wacker fliehen.

Der ehren ist auch Fleckenstein,
Im fliehen nit wolt z'hinderst sein.
Sein dāgen sol man billich loben:
Als sein patron darvon gestoben,
Bleibt er zu llantz an der wand,
Floch nit, wie Fleckenstein, mit schand.

Die Jesuiter, Capuciner
Darvon flohen wie Ziginer.
Der Spannisch Ritter Scaramutz
Den Bündnern geflohen ist zu trutz.
Gar keiner wolt dahinten bleiben,
Damit man ihn nit thet auftreiben.

Das kan ein hüpsch armada sein,
Von eitel hasen gespicket fein,
Auszeissend durch der Bündtner auwen:
Gantz zierlich war sie anzuschauen.
Von hundert mann fünff fendlin sind
Getriben worden wie die hind:
Durch thal, durch schnee, durchs alpgebirg:
Ausz forcht, man solchen g'schwiden Hasen
Ein ring möcht legen an die nasen.

Dieser große Erfolg ist aber eigentlich nur durch die tatsächliche Unterstützung erklärlich, die Zürich den Bündnern zuteil werden ließ. Amtlich wurde sie zwar in Abrede gestellt, aber aus den Meldungen des Züricher Obersten Steiner an seine vorgesetzte Behörde geht die Tatsache hervor. Jenatsch erhielt mit seinen Amtsgenossen eine ansehnliche Belohnung, 1621 trat er endgültig aus dem Prädikantenstande aus. Das Frühjahr 1622 brachte für die drei Bünde die schlimmste Zeit diplomatischer Verhandlungen. Spanien machte hinterhältige Vorschläge und Verträge, Frankreich war durch innere Wirren an einer Unterstützung der Bünde verhindert, und im Nordosten drohte Österreich vorzurücken, widerrechtlich hatte es sich schon das Münsterthal angeeignet. In unverantwortlicher Sorglosigkeit mißachtete man das alles, selbst durch einen freilich verfehlten Handstreich der Spanier auf Chiavenna ließ man sich nicht aus der gleichmütigen Trägheit aufrütteln, wobei jedoch betont werden muß, daß einzelne, unter ihnen Blasius Alexander, doch mit ziemlicher Klarheit das drohende Verhängnis immer näher herankommen sahen. Ernüchert durch die ewigen, nie eingelösten Verträge fanden sich immer mehr Anhänger des Planes, sich die Grafschaft Worms (Bormio) mit Gewalt anzueignen. Durch die abratenden Stimmen eidgenössischer Städte ließ man sich nicht abhalten, mit dem Unternehmen zu beginnen. Die Unterstützung von seiten der einzelnen Bünde war nur gering, in Flims machte ein Parteigänger des Pompejus Planta Stimmung gegen den Feldzug. Sobald das Jenatsch erfuhr, machte er ihn kurz entschlossen eigenhändig nieder. Dieser Gewaltakt verfehlte seine beabsichtigte Wirkung nicht, in weit größerer Stärke strömten

nun die einzelnen Hilfskontingente herbei. Man marschierte gegen Bormio, die Spanier mußten weichen, aber dank der Nachlässigkeit der Bündner, was Proviant und Munitionsnachschub betraf, konnten sie bald wieder in den geräumten Platz einziehen. Die Bündner zogen ab, im Süden drängten die Spanier unter dem Herzog von Feria nach, im Norden waren die Österreicher in Klosters eingeeignet. Sie mußten allerdings weichen, als Jenatsch plötzlich mit wenigen Begleitern anrückte und nach alter Gewohnheit ein gehöriges Gemetzel anrichtete. Jetzt tobte in ganz Bünden der Kampf, Frankreich und Venedig waren machtlos, durch die Mailänder Artikel kamen die Bünde an das unersättliche Österreich, das von Rudolf von Planta kundig beraten wurde. Die Folge war, daß eine große Zahl Bündner die Heimat verließ und in die eidgenössischen Lande oder ins Reich zog. Auch Jenatsch, Alexander und Tötsch waren unter diesen. Tötsch verunglückte, Alexander wurde gefangen und später in Innsbruck nach langer Kerkerhaft geköpft. Jenatsch kam nach Zürich, wo er, obwohl er keineswegs immer sicher war, vorerst blieb, um im entscheidenden Augenblick heimzukehren. Aber auf die Dauer war hier seines Bleibens nicht, 1622 trat er bei den Mansfeldschen Truppen ein und hat am 27. April bei Wiesloch in Baden mitgekämpft. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leib weggeschossen, er selbst verlor durch einen Schuß ein Stück seiner Nase, und nur durch die Dazwischenkunft des Prätigauers Dolf Davaz wurde verhindert, daß man ihn erschlug. So tauchten diese tapferen Bündner in den Wirren des großen Krieges unter.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Rumänien.

Braila.

Braila, das seit dem Einzug unserer Truppen unter deutscher Verwaltung steht, ist neben Galatz der bedeutendste Stapelplatz für das rumänische Getreide und

ziehen die Stadt; aber ganz in ihrer Nähe sind elende, armselige Gäßchen. Hier hochelegante, moderne Geschäfte, dort kleine schmutzige Läden, vollgepfropft mit allem er-



Blick auf Braila.

einer der Hauptausfuhrhäfen der unteren Donauländer für den gesamten Überseehandel. Im Frieden zählte die reiche Handelsstadt etwa 70 000 Einwohner. Charakteristisch für das Stadtbild ist, wie überall im Orient, das Nebeneinander der schroffsten Gegensätze von arm und reich. Zwei schöne breite, mit Bäumen bepflanzte Hauptstraßen durch-

denklichen Kram, der meist nach orientalischer Sitte auf der Straße ausgelegt und den Vorübergehenden mit reichem Wortschwall angepriesen wird. Schiefe Lehmhütten, wo man bequem auf das Dach reichen kann, ducken sich neben modernen, protzig-eleganten Häusern, die aber selten architektonischen Stil zeigen. Der reiche Rumäne ist ein Parvenu

n marschierte
 , aber dank
 t und Muni-
 eder in den
 ogen ab, im
 og von Fera
 Klosters ein-
 als Jenatsch
 d nach alter
 e. Jetzt tobte
 enedig waren
 n die Bünde
 lf von Planta
 eine große
 eidgenössis-
 h, Alexander
 verunglückte,
 sbruck nach
 Zürich, wo
 vorerst blieb,
 ehren. Aber
 1622 trat er
 am 27. April
 Pferd wurde
 verlor durch
 ur durch die
 wurde ver-
 diese tapferen
 unter.

ohne ererbte alte Kultur, ohne Tradition. Deshalb ist auch bei seinem Haus die Hauptsache, daß es jedem zeigt: es hat viel Geld gekostet. Nur unter den zahlreichen Kirchen — es gibt gegen 20 — findet man reizvolle Architekturen.

österreichisch-ungarischen, bulgarischen und türkischen Militärs noch einen besonderen Einschlag gegeben haben. Das Interessanteste von Braila ist sicherlich der Blick vom Park aus, der auf hohem Uferland liegt, hinab auf



Der St. Mihail-Platz in Braila.

Auf der Strada Regala, der größten Geschäftsstraße Brailas, wogt besonders zur Promenadenzeit lautes, buntes Leben. Da kann man die schönen, südlich-dunkeln

den Hafen und die kilometerbreite Wasserfläche der Donau bis hinüber zu den in blauem Dunst liegenden Bergen der Dobrudscha. Nie wird man dieses Bild wieder vergessen.

sind elende,
 ne Geschäfte,
 mit allem er-



Die Paßstraße von Campina.

rumänischen Frauen bewundern, deren Eleganz nicht hinter der der Pariserin zurücksteht. Bettelnde Zigeuner und die zahlreichen ärmlichen Straßenverkäufer von Zeitungen, Früchten, Blumen, Zigaretten, Gebäck, rumänischen Stickerien usw. geben auch dem Straßenbild die charakteristische Mischung von abendländischer Kultur und orientalischem Wesen. Jetzt mag ihm das Feldgrau des deutschen

Jetzt ist es freilich still und leer im Hafen von Braila. Aber im Frieden herrscht da ein lebhaftes Treiben. Schiffe aller Länder und aller Arten und Größen kommen hier zusammen, sogar Seedampfer bis zu 3000 Tonnen und die flachen holländischen Getreideschiffe bis zu 10000 Tonnen. Donauaufwärts ziehen flinke kleine Remorqueure die schwerfälligen breiten Schlepps; dazwischen fahren allerlei

er Sitte auf
 mit reichem
 nhütten, wo
 n sich neben
 selten archi-
 ein Parvenü

Fischereifahrzeuge, die schmucken weißen Dampfer der Österreichisch-ungarischen Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft, auch wohl düstre Kriegsschiffe hin und wieder.

An Getreide, besonders an Weizen und Mais, werden im Hafen von Braila Werte von vielen Millionen Mark verladen. Lange Eisenbahnzüge mit Getreide beladen stehen auf den Gleisen, die den Kai entlang führen und Hunderte von Carutzas (Pferdekarren), alle mit Säcken beladen, drängen sich auf dem breiten Hafenplatz.

bekanntem Kaffee am „Erzengel-Platz“ vorbei, wenn die reichen Getreidegroßhändler dort ihre Börse auf offener Straße abhalten, wird man meist Deutsch hören, ebenso wie zum Jahrmarkt, wo die jüdischen Kleinhändler ihre Buden aufschlagen. Überhaupt wird man im allgemeinen in Braila mit Deutsch allein ganz gut auskommen.

Ein schönes Stück deutscher Kulturarbeit hat die deutsche Schule von Braila geleistet, die seit etwa 50 Jahren besteht. Kurz nach dem Einmarsch der Deutschen wurde



Das Friedensschloß Sinaia am Karpathenhang.

In langer ununterbrochener Reihe schleppen Lastträger auf schwankenden Stegen die Säcke nach den Schiffen. Malerische Gestalten, Vertreter aller Rassen und Nationen, hauptsächlich aber Türken, sieht man unter ihnen. — Das weitere Verladen in die unteren Schiffsräume besorgen hochragende Kräne und rasselnde Elevatoren.

Vorbei an den endlosen Reihen der Getreidespeicher gelangt man nach den großen, schönen Docks, die beim Rückzug der Rumänen unversehrt geblieben sind.

Am Hafen liegen auch verschiedene große Mühlen Brailas, die übrigens von deutschen Firmen eingerichtet sind. Sie sind aber von den Rumänen durch Entfernen von wichtigen Maschinenteilen vorübergehend unbrauchbar gemacht worden. Nicht weit vom Hafen liegen an der Donau noch eine Zellulose- und eine Zementfabrik, die mit Hilfe der Engländer vollständig zerstört wurden. Die letztere, obgleich in rumänischem Besitz, soll von einem rumänischen Prinzen, der als „Sachverständiger“ die Zerstörung leitete, deshalb so gründlich zerstört worden sein, „weil er selbst Besitzer einer Zementfabrik ist“.

Der Groß- wie der Kleinhandel Brailas liegt hauptsächlich in jüdisch-deutschen Händen. Geht man an dem

sie wieder eröffnet und zählte bald mehr Kinder als vorher, darunter viele Nichtdeutsche. Gleich neben der Schule liegt die deutsch-evangelische Kirche, ein hübscher weißer Bau, in dem sich die deutsche Gemeinde allsonntäglich zur Andacht versammelt. Da kommen auch die deutschen Bauern aus dem Dorf Jakobsontal, einige Kilometer von Braila entfernt. Seit 1840 etwa wohnen dort Deutsche, die aus Rußland, wohin sie aus der Moselgegend zugewandert waren, um ihres evangelischen Glaubens willen vertrieben wurden und sich in der damals noch türkischen Gegend angesiedelt hatten.

Als eine deutsche Einrichtung, während der Besetzung entstanden, sei noch die „Donauarmee Zeitung“ erwähnt, die in deutscher und rumänischer Sprache in ziemlich großer Auflage in Braila erscheint. Überhaupt hat die deutsche Verwaltung in Braila schon viel Segen gebracht, und das Einvernehmen zwischen den deutschen Siegern und den Rumänen soll durchaus kein schlechtes sein.

Möge deutsche Kulturarbeit hier auch weiterhin reiche Früchte tragen!

G. Schurig.



XXX. Versorgung der Kriegsgefangenen mit Lehr- und Lesestoff durch die Bücherzentrale Bern. (Mai—Juni.)

Dank der nun in fast allen französischen Gefangenenlagern auf Anregung der Bücherzentrale durchgeführten Lagerbücherei-Organisation hat sich das Bestellsystem wesentlich vereinfacht. Es gingen in der letzten Zeit fast nur noch durch die Bibliothekare Bücherbestellungen ein, die die Wünsche Einzelner gesammelt enthielten, so daß die Anzahl der eingelaufenen Bestellzettel im Mai 1696, im Juni nur noch 1436 gegen 1897 Wunschbriefe im Monat April betrug.

Aus einem andern Grunde ist die Anzahl der von der Bücherzentrale versandten Pakete und dementsprechend die Zahl der gelieferten Bücher zurückgegangen; zunächst enthalten die Bestellzettel geringere Wünsche, da die Vormonate über den Durchschnitt gehende Versandziffern aufweisen und somit ein großer Teil der Gefangenen im Besitz der zum Studium oder zur Fortbildung benötigten Bücher ist. Dann aber ist andererseits der Versand in letzter Zeit absichtlich von der Bücherzentrale beschränkt worden, um die Resultate der Austauschverhandlungen, die über das fernere Los der Gefangenen von langer Gefangenschaftsdauer gepflogen werden, abzuwarten. Es liegt ja sicherlich auch im Interesse einer bestmöglichen Verwendung der zur Verfügung stehenden Mittel, die Klärung dieser Frage zu erwarten, da die teils kostspieligen Spezialwerke eben nur für den Besteller von Wert sind, bei Übergang in die Lagerbücherei aber der Allgemeinheit nicht viel zu nützen imstande sind. Beim Verlassen der Lager im Falle eines Austausches ist die Übernahme der Bücher durch die Bücherei aber Bedingung. Es steht zu hoffen, daß die Verhandlungen, die zwischen der deutschen und französischen Regierung betreffend den Austausch einer großen Zahl von Gefangenen im Gange sind, bald zu einem Abschluß kommen werden.

In 1472 Paketen im Mai und in 1267 Paketen im Juni gingen nach Frankreich:

im Mai:	Belletristik	7723 Bücher,
	Wissenschaft	2487 „
	Im Ganzen	10210 Bücher.
Im Juni:	Belletristik	7123 Bücher,
	Wissenschaft	1949 „
	Im Ganzen	9072 Bücher.

Der gesamte Bücherversand der Bücherzentrale Bern bis zum 30. Juni beträgt 227 613 Bände,

wobei die an die in der Schweiz internierten Deutschen geschickten Bücher nicht gerechnet sind.

In den beiden Berichtsmonaten wurden weiter versandt: 106 Spiele (zumeist Schach- und Kartenspiele), 991 Hefte Noten, 6 Geigen, 28 Gitarren, 12 Flöten, 48 Handharmonikas und 190 Mundharmonikas.

Leider ist es nicht durchführbar, über jede Sendung, die stets durch ein Sonderschreiben dem Empfänger angekündigt wird, eine Empfangsbestätigung zu erhalten, aus der mit Genauigkeit das richtige Eintreffen der Bücher am Bestimmungsort zu ersehen wäre. Immerhin lassen die Bestätigungsbriefe, soweit sie eingehen, erkennen, daß die Zahl der zu Verlust gehenden Pakete nur gering ist: Im Mai auf 1404 Pakete nur 2%, im Juni auf 960 6%.

Am 12. Juni ging an 45 der bedeutendsten Gefangenenlager in Frankreich eine Seriensenkung von je sieben Bänden heraus, die den Lagerbüchereien zur allgemeinen Benützung zur Verfügung gestellt worden sind. Der Inhalt bestand aus:

- 1 Band Brentano, Novellen.
- 1 „ Goethes Briefe: Vom tätigen Leben.
- 1 „ Martin Luther als Klassiker.
- 1 „ Morgenländische Erzählungen.
- 1 „ Stendhal, Italienische Novellen.
- 1 „ Wassermann, Das Gänsemännchen.
- 1 „ Werfel, Gesänge aus den drei Reichen.

Eine weitere Serie von 21 Büchern ist uns vom Ausschuß für jüdische Kulturarbeit*) für Kriegsgefangene israelitischer Konfession zur Verfügung gestellt worden. Diese Serie ist an die 50 größten Lager versandt worden, da eine genaue Feststellung des jüdischen Kontingentes in den einzelnen Lagern und eine diesem entsprechende Verteilung leider nicht möglich ist.

Die Serien bestehen aus:

1. Bibel, hebräisch-deutsch, 1. Bd.: Die 5 Bücher Moses und die früheren Propheten.
2. Bibel, hebräisch-deutsch, 2. Bd.: Die späteren Propheten und die Hagiographen.
3. Hugo Bergmann, Worte Mosis.
4. Bin Gorion, Sagen der Juden, 1. Bd.: Die Urzeit.
5. „ „ „ 2. Bd.: Die Erzväter.
6. Achad Haam, „Am Scheidewege“, 1. Bd.: Gesammelte Aufsätze.
7. Achad Haam, „Am Scheidewege“, 2. Bd.: Gesammelte Aufsätze.
8. Martin Buber, Drei Reden über das Judentum.
9. Vom Judentum, Ein Sammelbuch.
10. Martin Buber, Die Legende des Baalschem.

*) Dr. Martin Buber, Heppenheim a. d. Bergstraße.

11. Martin Buber, Die Geschichten des Rabbi Nachmann.
12. Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln.
13. Das Buch von den polnischen Juden.
14. Alexander Eliasberg, Sagen polnischer Juden.
15. " " Ostjüdische Erzähler.
16. L. Perez, Chassidische Geschichten.
17. Schalom Asch, Im Lande der Väter.
18. " " Das Städtchen.
19. M. A. Goldschmidt, Ein Jude.
20. Max Brodt, Arnold Beer, Schicksal eines Juden.
21. Davis Trietsch, Bilder aus Palästina.

An sämtliche Lager, in denen jetzt Büchereien bestehen, ist im Laufe des letzten Monats ausreichendes Material zum Einbinden und Ausbessern von Büchern gesandt worden, damit ist einem dringenden und oft geäußerten Bedürfnis entsprochen worden.

Anschließend an den heutigen Tätigkeitsbericht der Bücherzentrale bringen wir noch Auszüge aus einigen Gefangenenbriefen zum Abdruck, die den Wert der Büchersendungen, wie er von den Lesern in Frankreich selbst erkannt wird, veranschaulichen und andererseits Belege für die meist sorgfältige Behandlung der Bücher durch die Gefangenen abgeben.

So schreibt der Bücherwart der Bibliothek des Lagers Dieppe:

„... Leider ist unsere Bücherei zu spät gegründet worden. Aber trotzdem wird fleißig zur Vergrößerung und Verbesserung gearbeitet. Wir Gefangenen müssen Lektüre haben; denn Bücher sind in der Tat die alleinigen Vernichter der häßlichen Grübeleien und Langeweile, die mit ihren Krallen in unser warmes, junges Blut mordlustig greifen wollen. Bücher müssen wir haben, um uns an edlen Charakteren emporzuläutern, um uns vor geistiger Obdachlosigkeit zu schützen. Dankbar sind wir darum, daß man in der Heimat eine Brücke zu uns schlägt, aufgebaut auf den Pfeilern edler Gedanken großer Menschen...“

Der Bibliothekar des Lagers Poitiers sieht sich durch seinen Wunsch, die zum Lager gehörenden Kommandos mit Lektüre zu versehen, vor eine schwere Aufgabe gestellt. Er schreibt am 9. 6.:

„... Von Ihrem frdl. Anerbieten, uns Reparaturmaterial zu senden, mache ich gern Gebrauch und bitte darum.“

Zu dem hiesigen Depot gehören ungefähr 70 Arbeitskommandos von 10—20 Mann. Ich bemühe mich, dieselben mit Büchern zu versehen, doch reicht mein Material natürlich nicht annähernd aus, so daß mir Ihre Unterstützung sehr willkommen wäre. Ich sende Ihnen anbei noch eine kleine Bücherbestellung und bestätige Ihnen dankend...“

Einige Schwierigkeit bietet auch die Handhabung der Bücherei und die Einrichtung von Lehrkursen im Lager von Castres, wie aus dem folgenden Text erhellt: Unter dem 29. Mai schreibt der dortige Bücherwart:

„In Beantwortung Ihres Schreibens vom 1. ct. möchte ich Ihnen folgendes mitteilen. Sämtliche Bücher habe ich den Fächern entsprechend eingereiht, numeriert und in einem Katalog zusammengetragen, der mir zur gleichen Zeit zur Kontrolle über die ausgeliehenen Bücher dient. Obgleich ich für jedes Buch eine Seite bestimmt hatte, bin ich bald gezwungen, den Katalog zum dritten Mal neu anzulegen — ein Zeichen, daß die Bücherei ziemlich stark benutzt wird.“

Leider ist uns eine größere Zahl von Büchern zu Verlust gegangen. Gar manches ungebundene Buch kam so zerlesen zurück, daß ein Nachheften nicht mehr anging. Durch Schaden klug gemacht, hefte ich jetzt Ungebundenes noch vor erstmaligem Ausleihen. — Dann kamen eine

Reihe von Büchern abhanden. Wir haben im hiesigen Lager sehr viele Durchgänge. Man kann diesen zum Teil von der Front kommenden Leuten die Benutzung der Bücherei nicht versagen; trotz aller Ermahnungen und Kontrolle aber kommt es immer wieder vor, daß einzelne Bücher auf solche Weise verschleppt werden, absichtlich oder aus Nachlässigkeit.

Die Arbeitskommandos werden im allgemeinen nicht von hier aus mit Büchern versehen. Doch habe ich einzelnen Abteilungen, wie Gaillac, Escouloubre, Ferrières und einigen andern Duplikate und kleinere Sachen überwiesen.

Unterrichtskurse? Etwas sehr Erwünschtes, aber hier ein Ding der Unmöglichkeit. Bereits 1914 hatte ich selber versucht, einen Kurs für Anfänger im Französischen sowie etwas Rechnen zu geben — und scheiterte, zumeist an der allgemeinen Teilnahmslosigkeit. Und heute ist's noch schlimmer. Erstens ist keine einzige Lehrkraft hier, die nicht während der ganzen Woche arbeiten müßte; Gleiches gilt von den Leuten: Arbeit in der Woche, den Sonntag für Waschen, Nähen und sonstiges. Nicht leicht zu regeln wäre auch die Raumfrage. Und zuletzt, aber als schwerwiegender Gegengrund noch: Abgestumpftheit, Interesselosigkeit und Energielosigkeit aller Leute, die zumeist seit 1914/15 in Gefangenschaft sind. Etwas Neues lernen, dafür kann ich sie nimmer haben, einzelne ausgenommen, denen ich auch nach Kräften helfe. Da muß man oft genug mit einem lobenden Wort und mit rascher Handbewegung ein besseres Buch für einen schöneren Einband in die Hand drücken.

Reparaturmaterial hatte ich bereits erbeten und erhalten, doch wäre noch etwas Leinwand für die Buchrücken bei Gelegenheit erwünscht...“

Die vom Bücherwart in Castres geschilderten Zustände sind für eine Reihe anderer Lager typisch, in denen es gleich wie in Castres an geeignetem Raum fehlt, vor allem aber nach der Abspannung der langen Tagesarbeit es den Leuten nicht möglich ist, noch die für freiwilliges Studium notwendige geistige Energie aufzubringen. Es ist dann wenigstens zu begrüßen, daß die Lesefreudigkeit nicht erlahmt ist. Da die Verwaltung der Büchereien durchweg in den Händen gebildeter Leute liegt, die Schundliteratur nicht in ihren Büchereien dulden, so empfangen die Gefangenen wenigstens auf diesem Wege ein wenig der so notwendigen geistigen Ablenkung und Erhebung.

Eine große Reihe anderer Lager, aus deren Korrespondenz mit der Bücherzentrale ja bereits auch verschiedentlich Auszüge wiedergegeben wurden, erfreut sich dank geeigneterer Verhältnisse, oder dank größeren Entgegenkommens der Behörden in geistiger Hinsicht erfreulicherer Zustände.

In den Offiziersgefangenenlagern, in denen der Arbeitszwang nicht besteht, ist die geistige Betätigung durchweg sehr rege.

In den letzten Tagen eingetroffene Briefe von den Bibliothekaren der Lager Auch und Uzès beweisen dies aufs neue.

Brief aus Auch:

„... Einige Mitteilungen über unsere Bücherei werden Ihnen nicht unerwünscht sein: Die Bibliothek im Gebäude C umfaßt gegen 3000 Bände und Bändchen. Neben dieser großen Bücherei besteht noch eine kleinere im Gebäude A, die meist aus doppelt oder mehrfach vorhandenen Büchern zusammengestellt ist. Es besteht natürlich eine enge Verbindung zwischen beiden Bibliotheken. Die Benutzung ist eine außerordentlich rege. Bücheraustausch findet täglich statt.“

Wenn ich einige Wünsche für die Bibliothek äußern dürfte, so wäre es erstens der nach Reparaturmaterial und weiter der nach Werken geschichtlichen, geographisch-naturwissenschaftlichen, sozialwissenschaftlichen und nationalökonomischen Inhalts: Sombarts deutsche Volkswirtschaft, Damaschke „Bodenreform“ und „Nationalökonomie“ gehören zu den gelesensten Büchern.

Bei einer Anzahl neu hier angekommener Herren, die noch ohne Verbindung mit der Heimat sind, macht sich ein starkes Bedürfnis nach fremdsprachlichen Lehrbüchern geltend.

Ich füge eine Wunschliste einiger Herren bei . . .“

Das Lager Uzès, über das wir in Nr. 37/38 der Int.-Ztg. berichteten, sendet unter Erklärung der dortigen Bibliotheksverhältnisse und unter Äußerung einiger Wünsche über den Bücher- versand nach dort, eine Liste von weiteren 54 Offizieren ein, die über die Berufsangehörigkeit Auskunft gibt. Von diesen 54 Herren sind zehn aktive Offiziere; unter den Reserveoffizieren befinden sich zehn Staatsbeamte, sechs Kaufleute, fünf Studenten oder Kandidaten verschiedener Fakultäten, ein Arzt, vier Referendare und Assessoren, vier Landwirte, acht Lehrer, ein Oberlehrer, zwei Ingenieure, ein Landrichter und schließlich zwei Gymnasiasten.

„Der uns für die Aufbewahrung unserer Bücher zur Verfügung stehende Raum ist sehr gut und wir haben bereits eine stattliche Anzahl von Bänden, zum Teil auch aus Privatzuwendungen, aufzuweisen.“ Gr.

XXXI. Stiftungen für deutsche Gefangene.*)

Die Zigarettenfabrik, G. m. b. H. Waldorf-Astoria stellte uns zur Versendung an Gefangene 20000 Stück Zigaretten zur Verfügung. Unter Hinweis auf unsere Ausführungen über den Mangel an Rauchmaterial in den Gefangenenlagern, den wir in der letzten Ausgabe der Int.-Ztg. brachten, ist diese Gabe mit besonderer Dankbarkeit angenommen worden, da sie uns für einige Zeit in den Stand setzt, Wünsche unbemittelter Gefangener, die sich in letzter Zeit sehr gemehrt haben, und die Gesuche, die vor allem von den in der Etappe hinter der französischen Front arbeitenden deutschen Gefangenen immer häufiger kommen, zu befriedigen.

Wer glaubt, daß die erzwungene Entbehrung des Rauchgenusses eine gute Erziehung bedeutet, der frage unsere Kriegsgefangenen. Wie in bösen Stunden im Schützengraben ein Pfeifchen oder eine Zigarette noch so schlechter Qualität die gedrückteste Stimmung zu heben vermag, so ist das Rauchen für die seelischen Leiden des Gefangenen und ganz besonders des Gefangenen in der Etappe mit ihren Entbehrungen und dem absoluten Mangel an Sammlungsmöglichkeiten der einzige Genuß, der nicht entbehrt werden kann, soll die Mut- und Trostlosigkeit nicht zum Zusammenbruch führen. Das ist eine Tatsache, die selbst von Leuten, die im gewöhnlichen Dasein

*) Liebesgaben sind an die Deutsche Kriegsgefangenen-Fürsorge, Bern, Thunstraße 23 zu richten und gehen als Poststück bis zum Gewicht von 5 kg und als Liebesgaben- sendung bezeichnet portofrei.

jeden Rauchgenuß verabscheut haben, in dieser Lage erprobt worden ist.

Herr Hauptmann d. L. Laemmert, Stuttgart, überwies uns durch Herrn Hermann Hesse 300 Mark für Gefangenenbüchereien. Der Betrag ist bereits für neue Bestellungen verwendet worden.

Die Firmen Dr. Schönfeld & Co., Düsseldorf, Berger & Wirth, Leipzig und Günther Wagner, Hannover, sandten den internierten Schülern der Kunstgewerbeschule des Kantons Luzern in Luzern zur Verwendung im Studium wertvolle Kollektionen von Öl-, Aquarell-, Tempera- und Pastellfarben, die Düsseldorf Firma außerdem Malleinwand, Karton, Zeichenpapier und zwei gespannte Keilrahmen.

Die Deutsche Kriegsgefangenen-Fürsorge spricht allen oben genannten Gebern im Namen der Gefangenen ihren wärmsten Dank aus.

Notizen.

Arbeitsdetachements.

(Durch den Weihnachtspaketversand bekannt geworden: Depot Corbigny (Nièvre), 750 Mann. Detachements) Bazolles, Champellement, Marigny, Picampoix, Port Brûlé, Sardy les Epiry, St. Révérien, Vauvellié, Vignol.

Depot Châteauroux (Indre), 1550 Mann. Detachements: Ardentes forêt, St. Aouët, Aviation, Balsac, Bretagne, Brion, Champenoise, Chatillon, Clavières, Condé, Diors, Etrechet, Francillon, Issoudun, Levreux, Magasins aux Laines, Mars, Mazières, Ménetreol, Planches, Poulaines, Presle, Sacierges-St. Martin, Vatan, Velles, Villedieu, Villers, Vineuil, Hôpital Mixte.

Depot Dinan (Cotes du Nord), 1150 Mann. Detachements: Carentan, Cerisy la forêt, Chavagnes, Ducey, Hédé, Malroche, La Motte, Négreville, Plerguer-Trouchet, Pontpéan, Quibou, Rennes, St. Lô, St. Malo Le Borgné, St. Malo Etat, St. Malo Génie, Sottevaste.

Depot Gaujacq par Amou (Landes), 300 Mann. Château La Bataille, Château St. Jean, Labastide, Orx, Peyrehorade, Pomarez.

Depot Gerzat-Chagnat (Puy de Dôme), 800 Mann. Detachements: Aubière, Bellegarde, Bussière, Chappes, Ennezat, St. Germain-Lembron, L'Horme, Mezel, Monsalson, Pagnan, Pagnat, Pégoire, Ravel, Regnat, Theix, Thuret.

Heimschaffung gesunder Kriegsgefangener.')

Den „Nouvelles“ entnommen: Nach Mitteilung von Bern vom 6. Juli ist der Heimaustausch von Gefangenen mit einer Mindestgefangenschaftsdauer von 18 Monaten, unter Bevorzugung derjenigen Leute, die Väter von drei oder mehr Kindern sind, im Prinzip von Frankreich und Deutschland angenommen worden. Eine Unterzeichnung dieses Projektes ist allerdings noch nicht erfolgt, da eine Einigung über die Festsetzung der Altersgrenze noch aussteht.

Deutsche Internierte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Offiziere und Mannschaften der deutschen Schiffe „Kronprinz Wilhelm“, „Prinz Eitel Friedrich“, „Prinz Sigismund“, „Grunewald“, „Sachsenwald“ und „Savela“ sind in den Forts Mc. Pershon und Oglethorpe in Georgien interniert worden.

Gefangene aus Deutsch-Ostafrika.

In La Pallice sind am 11. Juni wiederum 50 Zivilgefangene aus D.-O.-Afrika eingetroffen und nach den Lagern von Espalion und Rochefort verbracht worden.

Kriegsgefangenenpost im Monat Mai.

Durch die Schweiz sind im Monat Mai für deutsche Kriegsgefangene befördert worden: Aus den Lagern in

*) Siehe Deutsche Int.-Ztg. Nr. 40.

Frankreich kommend 870 635 Briefe und Postkarten. Nach den Lagern in Frankreich gehend 1 596 300 Briefe, Karten und Briefpakete; ferner 126 161 Postpakete bis zu 5 kg und 54 961 Postanweisungen mit zusammen 647 686 Frs.

Zivilgefangenenlager Ile Ste. Marguerite.

Ein dort internierter Deutscher bestätigt uns, daß die Plätze Carcès und Draguignan Arbeitskommandos des genannten Hauptlagers beschäftigen.

Deutsch-englische Zusammenkunft im Haag.

(Entn. dem Bulletin de l'office d'information v. 14. 7. 17.)

Man erklärt, daß die Besprechungen im Haag zwischen deutschen und englischen Vertretern der beiden Kriegs-

ministerien die folgenden, sich auf Kriegsgefangene beziehenden Fragen zum Gegenstand hatten: Die Wiederaufnahme des Heimaustausches von Kriegs- und Zivilgefangenen nach den bisherigen Maßgaben; die weitere Ausdehnung der diesbezüglichen bisherigen Abmachungen; die Überführung Kriegsgefangener in neutrale Länder außer der Schweiz; die Internierung von Zivilgefangenen in neutralen Ländern; schnellere und befriedigendere Auslieferung von Postpaketen; Bestrafungen von Kriegsgefangenen; die Verzögerung in der Meldung von neuen Gefangennahmen.

Die an der Besprechung teilnehmenden Vertreter Deutschlands waren Generalmajor Friedrich, Major Droudt und Dr. E. Friederich, diejenigen Englands Lord Newton, Generalleutnant Sir Herbert Belfield und Sir Robert Younger.



Eröffnungsfeier der Fortbildungskurse für internierte Lehrer in Basel.

Am 7. Juli fand in Basel in der Aula des Thiersteiner Schulhauses die Eröffnungsfeier der Fortbildungskurse für internierte Volksschullehrer statt. Von den geladenen Gästen waren erschienen: die Herren Obersten Bühl und Hagenbach, Generalkonsul Wunderlich, Professor Woltereck, die Direktoren und Lehrer der den internierten Lehrern freigegebenen Schulen.

Eröffnet wurde die Feier durch den Gesang des 23. Psalms von Schubert, vorgetragen vom Chor der internierten Lehrer unter Leitung des Herrn Leutnant Schnitzlein. Herr Kreisschulrat Vollmer aus Lörrach begrüßte alsdann als unterrichtlicher Leiter der Kurse die Gäste. Wie er in seiner Rede ausführte, sollte die Eröffnungsfeier schon zu Beginn der Kurse stattfinden. Unvorgesehener Gründe wegen mußte sie jedoch verschoben werden, so daß sie erst acht Wochen nach Beginn der unterrichtlichen Tätigkeit zur Ausführung kam. Nun war es möglich, einen tieferen Einblick in unser Schaffen zu geben.

Herr Ministerialrat Dr. Armbruster aus Karlsruhe, der Vertreter des Reichsamtes des Innern, der tags zuvor dem Unterricht beigewohnt hatte, nahm nun das Wort. Er erwähnte die Schwierigkeiten, die entstanden waren, als im April d. Js. auf Anregung der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft die deutsche Reichsregierung in Berlin den Auftrag erteilt hatte, Fortbildungskurse für internierte deutsche Volksschullehrer einzurichten. Er selbst freute sich, an einem Werke mitarbeiten zu dürfen, das so vielen deutschen Lehrern, denen der Kriegsgott wahrlich kein leichtes Los beschert hatte, die Sorgen um ihre weitere Fortbildung und damit die Sorge um ihr dienstliches Vorwärtskommen nehmen soll. Er brachte seine Freude zum Ausdruck, daß dieses Werk gerade in der Stadt Basel, mit der wir stets freundschaftlichen Verkehr schon zu Friedenszeiten unterhielten, zustande gebracht werden sollte. „Als ich indessen auch die Schwierigkeiten überdachte, die zu dem weitschweifenden Unternehmen gehörten, da bangte mir, ob es auch möglich sei, daß alle in so kurzer Zeit das hochgesteckte Ziel erreichen. Die Bangigkeit ist geschwunden, die Freude ist geblieben. Wenn dem so ist, so danken wir das in allererster Linie den Schweizer Militär- und Zivilbehörden, dem Herrn Armeearzt insbesondere, ferner dem Herrn Platzkommandanten, dem verehrlichen Erziehungsdepartement der Stadt Basel, welches letzteres die hiesigen Schulen zur Unterrichtserteilung geöffnet hat. Tiefgefühlten Dank auch der Universität, die den wißbegierigen Schülern ihre Pforten zu den höchsten Geisteswissenschaften, zur Religion und zur Philosophie aufgetan hat. Dank gebührt ferner den Geist-

lichen beider Konfessionen, den Herren Direktoren und Lehrern hiesiger Anstalten, die es auf sich genommen haben, ihren jüngeren Kollegen in der Erziehungsarbeit die Wege zu gedeihlichem Unterricht zu weisen. Dank verdienen ferner die Herren Kursleiter und die Herren Lehrer aus der Schweiz und aus Deutschland, die ihre ganze Kraft in das Gedeihen dieses Werkes gesetzt haben. Allen diesen Herren den Dank der deutschen Regierung auszusprechen, das ist meine ehrenvolle Aufgabe heute als Vertreter des Preussischen Unterrichtsministeriums, auch den Dank der Großherzoglich badischen Regierung dafür, daß auch badischen Landeskindern die Wohltat der Ausbildung zuteil wird. So wie der Strom Basels, der grüne Rhein, von dem Bergland der Schweiz zu den Gefilden Deutschlands hinströmt, so bestand auch seit alter Zeit ein Hinüberströmen der Kultur aus der Schweiz nach deutschen Landen und umgekehrt. Denken Sie nur an den Humanisten Erasmus von Rotterdam, denken Sie an den Schöpfer des Totentanzes, Hans Holbein den Jüngeren, denken Sie an den allemannischen Dichter Johann Peter Hebel, dessen Geburtshaus in der Stadt Basel steht, denken Sie schließlich an Arnold Böcklin, dessen farbenprächtige Bilder sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland bleibende Aufnahme gefunden haben. Wenn unsere Schüler in ihre Heimat zurückgekehrt sind, dann werden sie mit tiefem Dank jenes gastfreundlichen Volkes, dessen vornehme Handlungsweise ihnen immerdar vor Augen stehen möge, gedenken. Mögen ihnen immer die Verse auf Pestalozzi's Grabstein (auf dem Kirchhofe zu Birr) zur Richtschnur dienen: Alles für andere, für sich nichts. Wenn sie in solchem Geiste, in echt Pestalozzi'schem Geiste arbeiten, dann tragen sie den Dank ab ihren Gastfreunden, den ich heute nur in dürftigen Worten zum Ausdruck bringen konnte.“

Den Dankesworten des Herrn Dr. Armbruster schloß sich Herr Kreisschulrat Vollmer an. Er bat den Vordner, den Dank der Lehrer und der Schüler entgegen nehmen zu wollen für die wertvollen Weisungen und Ratschläge, die sie von ihm erhalten haben. Er dankte insbesondere auch Herrn Leutnant Schnitzlein, dem der Löwenanteil an der Arbeit der Kurse als militärischem Leiter zugefallen war.

Der Redner gab dann einen kurzen Überblick der Geschichte der Kurse. Am 16. Mai begannen die Kurse mit 37 Teilnehmern, denen im Laufe der nächsten Wochen zwölf weitere folgten. Vom Austausch wurden drei betroffen, so daß heute 46 Schüler in drei Klassen unterrichtet werden. Drei standen bei Kriegsbeginn vor Beendigung ihrer Ausbildung. Sie haben hier ihre erste Lehrprüfung abzulegen und sind der Seminarklasse zugeteilt. Die übrigen 43 Zöglinge hat der Krieg mitten aus ihrer prakti-

schen Tätigkeit herausgerissen, bevor sie die zweite Lehrprüfung ablegen konnten. Sie bilden die Hilfslehrerklasse I mit 21 und II mit 22 Schülern. Am Ende der halbjährlich gedachten Kurse sollen unter Vorsitz eines noch besonders zu ernennenden Kommissärs die Prüfungen nach den Vorschriften des Preussischen Unterrichtsministeriums Ende Oktober abgenommen werden. Die Zeugnisse werden von sämtlichen deutschen Bundesstaaten anerkannt. Sie ermöglichen eine baldige Anstellung.

Unterricht wird erteilt in Religion, Psychologie, Pädagogik, Deutsch, Naturkunde, Geschichte, Zeichnen, Musik, Französisch und Englisch mit Konversation, theoretischem und praktischem Turnen. Zweimal wöchentlich finden Unterrichtsübungen in der freien Schule, im Katholischen Waisenhaus und Evangelischen Missionshaus statt. Der Unterricht wird in der Seminarklasse mit wöchentlich 35 Stunden und in den Hilfslehrerklassen mit 28 Stunden erteilt von zwölf Lehrkräften.

Von den 46 Zöglingen kommen auf Preußen 33, Sachsen 6, Baden 4, Bayern, Braunschweig, Bremen je ein Schüler.

Mit Freuden stellte Herr Kreisschulrat Vollmer fest, daß seine Schüler mit dem nötigen Ernst erfüllt sind, daß sie mit größter Gewissenhaftigkeit und Ausdauer ihren Arbeiten obliegen, getreu dem so oft erprobten Grundsatz: per aspera ad astra. Durch Kampf zum Sieg!

Die Jubelsymphonie von C. M. v. Weber, vorgetragen von Herrn Leutnant Lott und Unteroffizier Hartmann, schloß die einfache, aber würdig verlaufene Feier.

Schuler, Vizefeldwebel, Basel.

Davos.

Interniertenprüfungen.

In den Tagen vom 2. bis 9. Juli fanden am Fridericianum in Davos die Abschlußprüfungen für die internierten Kriegsabiturienten und -einjährigen statt. Herr Geheimer Oberregierungsrat Keim, vortragender Rat im Großh. Badischen Ministerium des Kultus und Unterrichts, war im Auftrage des Reichskanzlers gekommen, um die Prüfungen abzunehmen. Zunächst überbrachte er den Prüflingen die besten Wünsche und Grüße des Großherzoglichen Herrscherpaares, der verwitweten Großherzogin Luise von Baden und des Prinzen Max von Baden. Nachdem am 2. und 3. Juli schriftlich geprüft worden war, begann die mündliche Prüfung, die für jede Abteilung zwei Tage dauerte. Es bestanden sämtliche Teilnehmer, und zwar von den zwölf Abiturienten zwei mit der Note sehr gut, sechs mit gut und vier mit genügend, von den 13 Einjährigen vier mit gut und neun mit genügend. In seinem Schlußwort dankte der Herr Reichskommissar dem Leiter des Interniertenunterrichtes, Herrn Dr. Bach, den Lehrern und Schülern für die treue und fleißige Arbeit, die reichen Erfolg zeitigt hatte. — Der dirigierende Sanitätsoffizier, Herr Dr. Lucius Spengler, Herr Konsul Burchard und der rangälteste der internierten deutschen Offiziere, Herr Hauptmann Harte, wohnten einem Teil der Prüfung als Gäste bei. Am Schluß der Abiturientenprüfung sprach Herr Konsul Burchard im Auftrage des Kaiserlich Deutschen Gesandten in Bern, Freiherrn von Romberg, den Bestandenen den Glückwunsch des Vaterlandes aus an dem gelungenen Werk und für ihr weiteres Streben.

Es soll dieser kurze Bericht nicht abgeschlossen werden, ohne einige Sätze aus den herzlichen einleitenden Worten des Herrn Reichskommissars an die Kameraden hier weiterzugeben: „Ich spreche allen den aufrichtigsten Dank des Vaterlandes aus für das Opfer, daß Sie Ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben und dann, am Grabe knapp vorbei, in der Gefangenschaft zum Teil Furchtbares durchgemacht haben.“ „Bei diesem Anlaß drücke ich auch der Schweiz und den Schweizer Behörden den verbindlichsten Dank aus, wie es auch schon vom Reichskanzler wiederholt geschehen ist.“ „Nach dem Friedensschluß wird der Kampf der Geister beginnen und es handelt sich für uns darum: uns durchzusetzen und nicht die Aschenbrödelstellung wieder einzunehmen, die wir schon zu lange einnahmen und in die uns zurückstoßen das Ziel Englands

ist.“ Und in seinem ebenso freundlichen Schlußwort sagte er zu den Einjährigen: „Sie haben durch den Unterricht ungemein viel gewonnen: Sie haben in deutschen Geist und deutsche Dichtung blicken dürfen: Sie haben in der Geschichte und Geographie unsere Zeit, unser Land und Volk verstehen gelernt, und das in dem Augenblick der Weltgeschichte, der darüber entscheiden wird, ob der englisch-amerikanische oder der germanische Geist herrschen soll.“ „Der allerdings bewundernswerten Einkreisungspolitik Englands steht die gewaltige Tatsache gegenüber, daß Deutschland dennoch stehen geblieben ist. Und wir vertrauen auch auf die Zukunft, weil wir wissen: nach außen stehen die Mittelmächte zusammen gegen den gemeinsamen Feind und im Innern halten Fürst und Volk zusammen, beide durch die Osterbotschaft des Kaisers von neuem treu vereint.“ Schließlich stellte er allen das ehrende Zeugnis aus: „Sie haben Ihre Zeit hier kostbar angewandt und sind zu einem glänzenden Ergebnis gekommen. Sie haben als deutsche Männer und deutsche Soldaten sich bewährt.“

Am 11. Juli mittags wurden in Davos wieder zwei Kameraden zu Grabe getragen. Am 8. Juli starb der Soldat Fritz Enders aus Bertelsdorf, Ritter des Eisernen Kreuzes II. Klasse, der, kaum 17jährig, von Beginn des Krieges an auf der Ost- und Westfront das Vaterland verteidigt hat, bis er am 15. Mai 1915 bei Arras in französische Gefangenschaft fiel. Nach anderthalb Jahren kam er schwerkrank in die Schweiz.

Am 9. Juli starb hier der österreichisch-ungarische Zivilinternierte Albert Gancarz aus Limanova (Galizien) in seinem 35. Lebensjahre. Bei dem gemeinsamen Begräbnis erwiesen die evangelische und katholische Geistlichkeit, die deutschen und Schweizer Behörden, der deutsche und österreichische Konsul, die deutsche Kolonie in Davos und die deutschen und Schweizer Kameraden sowie die österreichisch-ungarischen Zivilinternierten den beiden Verstorbenen die letzte Ehre.

G. K.

Zürich.

Ein Waldfest.

Frau Lily Reiff, eine der rührigsten Wohltäterinnen der Internierten in Zürich, hatte den netten Gedanken, für ihre Schützlinge ein Waldfest auf dem hübsch gelegenen Picknickplatz der Stadt Zürich zu veranstalten. Der Abend verlief in ungetrübter Heiterkeit. Bei Scherz und Spiel wurde erst für den nötigen Hunger und Durst gesorgt. In Rede und Gegenrede, unter muntern Gesängen und bei freudigem Genusse an der allen Ansprüchen gewachsenen, aus dem Grünen gezauberten Küche, ging der Abend zur Neige. Eigenartigen Reiz bot im Dunkel der Nacht der von bunten Lampions wie von Glühwürmchen umgaukelte Zug der Heimkehrenden. Auch von hier aus sei der gütigen Spenderin ein „Vergelts Gott“ zugerufen.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten?

Ein Lampenschimmer im Wald,

Ein Lachen in Spiel und Freuden,

Das fröhlich vom Zürichberg hallt

Das sind in der Tat Internierte,

Dem Technischen sonst geweiht.

Wer fleißig die Schulbänke ziert,

Der schlemmet nun Lebensfreud'.

Ja, wär' nicht der Leutnant gewesen,

Man blieb' bis zum Morgentau.

Dies Waldfest bleibt unvergessen

Der Spend'rin, der gütigen Frau!

Morschach.

Der Internierte Richard Hanz ist von der Felsterrasse des Hotels Axenfels zu Tode gestürzt. Der Verunglückte stieg über das sichere Bord der Terrasse, um Blumen zu pflücken.

Rechtsauskunft. Kriegsgefangenenfürsorge.

(Ein neues Gesetz.)

In seiner Sitzung vom 5. Juli hat der Bundesrat einem Gesetz über die Fürsorge für Kriegsgefangene zugestimmt.

Der Entwurf bestimmt, daß Gesundheitsstörungen, die deutsche Militärpersonen oder andere unter die deutschen Militärgesetze fallende Personen in feindlicher Kriegsgefangenschaft erleiden, als Dienstbeschädigungen gelten, wenn sie infolge von Arbeiten, zu denen die bezeichneten Personen verwendet werden, oder wenn sie durch einen Unfall während der Verrichtung solcher Arbeiten eingetreten oder durch die der Kriegsgefangenschaft eigentümlichen Verhältnisse verursacht oder verschlimmert sind.

Diese Regelung war notwendig, weil einmal die Kriegsgefangenen infolge völkerrechtlicher Vereinbarung durch die Haager Konvention in allen Vertragsstaaten in landwirtschaftlichen und industriellen Betrieben beschäftigt werden dürfen und somit auch während der Gefangenschaft Betriebsunfällen ausgesetzt sind. Die sich aus diesen Verhältnissen ergebenden Rechtsfragen waren bislang durch gesetzliche Bestimmungen nicht geregelt. Es war zweifelhaft, ob Ansprüche der Kriegsgefangenen in dieser Beziehung unter das Mannschaftsversorgungsgesetz §§ 1, 3, 13 fielen. Diesen unklaren Zustand hat das neue

Gesetz nunmehr beseitigt. Zur Verhütung einer Doppelfürsorge ist weiter bestimmt, daß ein Anspruch deutscher Kriegsgefangener auf die Versorgung nicht besteht, soweit der feindliche Staat ihnen auf Grund der Dienstbeschädigung Fürsorge gewährt, d. h. wenn z. B. ein in französischer Kriegsgefangenschaft bei der Arbeit verunglückter Deutscher von der französischen Regierung eine Entschädigung erhält, kann er auf Grund des neuen Gesetzes gegen die deutschen Behörden nur insoweit Anspruch auf Versorgung geltend machen, als die von seiten der französischen Regierung gewährte Entschädigung geringer ist als die nach deutschem Recht zu berechnende. Erhält ein solcher Gefangener eine Entschädigung von der feindlichen Regierung von beispielsweise 34 Fr. im Monat, während die deutsche Rente sich auf 50 Fr. belaufen würde, so kann er den deutschen Behörden gegenüber nur die Differenz von 16 Fr. auf Grund des neuen Gesetzes geltend machen. Schließlich ist weiter bestimmt, daß, wer von einer deutschen Militärverwaltung Versorgungsgebühnisse erhält, auf Verlangen der Militärverwaltung verpflichtet ist, dieser in Höhe der gewährten Versorgungsgebühnisse diejenigen Ansprüche abzutreten, welche ihm wegen des durch Dienstbeschädigung verursachten Schadens für die gleiche Zeit gegen Dritte zustehen. Auch diese Vorschrift ist zur Vermeidung einer Doppelfürsorge getroffen.

H. B.



Friedensträume.

Des Waldschmitts Hofknecht, der alte Johann,
Raucht in der Pfeife nur dann und wann
Ein wunderbares, seltenes Gemengel
Aus Walnußkraut und Kartoffelstengel
Verstohlen spät hinterm Stalle. — Doch wißt:
Wenn einst der Krieg zu Ende ist
Und alles zieht heim mit Sack und Pack,
Dann kauft er sich wieder den ersten Tabak.

Der Kirchturm hat schon lange geschwiegen
Von Millionenschlachten und Hindenburgsiegen.
Vergeblich lauschen im Dorfe die Knaben. —
Nein, nein! Erst müssen wir Frieden haben!
Dann zieht der Pastor mit den weißen Locken
— So hat er gesagt — höchstselbst die Glocken.

Auch Karlchen betet und wartet still,
Ob nicht der Krieg noch enden will. —
„Oh, dann kommt der Vater! Ich hole ihn ab,
Er setzt mich aufs Pferd und trapp, trapp, trapp
Geht es zu Muttern. Das wird ein Leben!
Helm und Säbel muß er mir geben,
Er schenkt mir sicher auch sein Gewehr.
Wenn doch der Krieg bald alle wär!“

Int. L.

Feldtagebuchblätter aus dem Kriegsjahre 1914/15.

W. St.

II. Ein Tag im Quartier.

Heut ist ein deutscher Tag — warum? schau doch hinaus! Hei, wie's durch die graue Luft wirbelt, flockig, lustig, dichter und dichter. Gestern noch — pfui Teufel — war das ein Dreck, wie hatten wir gescholten auf die französische Lehmscholle. Und heute kam der deutsche Wintersmann — ich laß mir's nicht nehmen, es war ein Deutscher — und scheuerte, scheuerte, bis das weite Land blitzblank und herrlich, herrlich weiß dalag. Ei, und da steht ja auch ein Tännchen. Wie allein und verschüchtert es dasteht! Ein wirkliches richtiges Tännchen — ein winziges Sämchen meiner heimatlichen Schwarzwaldriesen. Und ich stelle mich davor und schau' und freue mich wie ein Kind und warte, bis es ganz verzuckert ist, über und über — beinahe wie daheim.

Da wird's auf einmal lebendig vor unseren Bereitschaftsquartieren. Hemdärmelig kommen sie herausgesprungen, und da puddeln auch schon bloße Arme wohligh in dem weißen Schnee. Aus allen Augen blitzt die Freude, und nun geht die Schlacht los. Bei Volltreffer ein klein erfrischend Bächlein den Rücken hinab; was tut's? da

hast auch dein Teil! und kreuz und quer wirbeln die weißen Geschosse mit dem Schneeflock um die Wette. Daheim — ganz wie daheim —! vergessen das Feindland und der Krieg. Der Schnee ist deutsch, die lachenden blanken Augen, die geröteten Wangen sind deutsch.

Frankreichs Jugend steht fröstelnd daneben. Unglaublich verwickelt und verummumt zieht sie in scheuer Armseligkeit von Quartier zu Quartier, bettelt um Wärme, die Mädchen um Schokolade und die Buben um Zigaretten. „Cigarettes, messieurs“, das ist das stete Gejammer der jugendlichen Franzosen. Es ist die schlimmste Jugendkrankheit, die die schwache Gesundheit des Volkes vollends verzehrt. Und kann der Sprößling kaum laufen und reden: „Cigarettes messieurs“ kann er betteln, und alles tut er dafür. Viel Mühe hat es mich gekostet, meine Leute mit ihrer Gutmütigkeit von der Förderung eines solchen Verbrechens an der Volksgesundheit (und ist es auch die des Feindes) abzubringen.

Da springt, wie ein vertrauter Glockenschlag, ein Ruf in unser fröhlich Schlachtengetümmel: „Die Kanon' ist da.“ Im Nu ist alles in den Häusern und von jeder Gruppe kommt ein großer Kessel mit einem Manne angeschnauft. Donnerwetter, jetzt merkt man auf einmal, wie der Magen lang geworden. Da steht sie, böseartig schaut sie aus, mit dem kurzen gedrunghenen Rohr, wie eine Hautitze, und aus dem noch zusammengepreßten Kupfermaul ziehen heiße Dämpfe hervor. Wenn der feine Duft nicht wäre, könnte man Angst bekommen. Der Kanonenkommandeur steht daneben, mit einer großen Tasche an der Seite. So vielseitig ist der Mann; da hinein kommt nämlich die Post nach der Heimat. Ehrfürchtig, mit Achtung folgt man seinen Weisungen, denn er hat unglaubliche Macht: ein Wort und das weite Kupfermaul schließt seine Lippen für mich und ich muß warten bis zuletzt. — „In Reihen rechtsum angetreten!“ scharf und kriegerisch klemmt es der „Gulaschkönig“ zwischen den Zähnen hervor. Und da klappert es auch schon. Das sind gewiß seine schönsten erhabensten Stunden. Dies Feldherrngefühl entschädigt ihn stets für all die wirklich großen Mühsalen der ihm anvertrauten Ernährungsfragen. Sie ist eine hervorragende Waffe, die Feldküche, der Lebensnerv unserer Heere; am besten fühlte man das zur Zeit des Bewegungskrieges, als sie unsere getreue Begleiterin durch dick und dünn war. Und jetzt im Stellungskriege? Das Land selber ist bald ausgegessen, wer wollte da für regelmäßige, gut zubereitete Kost sorgen, wenn es nicht die Feldküche täte? Wäre jeder auf seine eigene Kunst angewiesen, müßten sehr viele hungern.

Eine andere Kompanie ist angetreten: aufgestellt nach jeder reglementarischen Vorschrift steht Jungfrankreich da. Mit langen Hälsen und hungrigen Augen strecken sie mit dünnen Armen leere Töpfe hin: Supp', monsieur! o! o! und der gestrenge Herr Küchenchef kann den flehenden Augen nicht widerstehen. Der Rest seines warmen, wohlgeschmeckenden Reichtums ergießt sich gerecht verteilt in die Töpfe. Wer aus Reih und Glied tritt, erhält auch hier nichts. So wird deutsche Disziplin Frankreichs Jugend wirksam eingepreßt.

III. Carency.

Es liegt wunderschön das Dörfchen Carency, am weitest vorgeschobenen Stützpunkt unserer gegenwärtigen Westfront. Zwischen Berg und Berg ein Tal; ein Bächlein rieselt im Grund, zwischen grünen Matten, und wo der Boden sich höher und höher wölbt, dehnt sich Ackerland, schwerer fetter Boden auf kreidhellem Kalkgestein. Das Dörfchen war eine reiche, eine fruchtbare Siedelung. Es mußte wohl im Frühling unter Blüten ganz begraben sein; Obstbäume Krone an Krone, und der Schlehdorn zog leuchtende blühweiße Bahnen über Berg und Tal. In diesem Gehölze da lebte eine Sängerschar, mannigfaltig in ihrer Art und Kunst. Und wenn der Mond herein schaute in ihre Welt, dann gab die Waldsängerin ihre süßesten Weisen her.

Stolz und schirmend über dem Dörfchen stand ein schlichtes starkes Gotteshaus mit hellklingenden Glocken; und der Widerhall, der an den Hängen sich brach, trug ihre Stimmen weit hinaus bis ins ebene Land. Oben, da das Tal geschlossen wurde von seinen Berghängen, winkten

weiße Häuserwände eines andern Dörfchens zwischen Waldbäumen herab.

Ich erzähle das, wie man ein Märchen erzählt: „Es war einmal.“ Ja, es war einmal und kein Märchen, es war ein wirkliches Bild, das ich beschrieb. Jetzt aber ist es wie ein böser Traum; und in dem Traume lebe ich jetzt in Wirklichkeit, und das muß ich noch erzählen, damit ihr ein Stückchen 1914/15 schaut, wie es die schauen, die erst nach dem Frieden wieder hierher zurückkehren. Wie wird es denen dann sein?!

Das Dorf ist Kampfgebiet, darum muß es so furchtbar leiden. Unsere Wälle dehnen sich von Berg zu Berg quer durch das Tal, genau wie die des Gegners; von der Stellung am rechten Berghang kann man die feindlichen Gräben am jenseitigen Hange einsehen und vom linken die Gräben auf dem rechten. Hinter den Schlehdornhecken liegen sie wie wir, und hüben und drüben lauert der Tod. Zerschmettert liegen die Bäume des Buchenwaldes; die Anemonen und Waldschlüsselblümchen lugen ängstlich unter mächtigen Baumleichen hervor, altes Efeuergank baumelt haltlos und zerrissen von kronenlosen Baumstümpfen. Die frischgrünen blumigen Matten sind zerplüßt von mächtigen grauschwarzen Erdtrichtern, vom feindlichen schweren Kaliber durchwühlt.

Wo sind die reichen Bauernhöfe, das ragende Gotteshaus, von dem erzählt wurde? Schließe dein Herz zu, und ich will dir zeigen, was war. Das hier muß ein Schloß gewesen sein; wir nennen es das „Weiße Schloß“. Es ragt noch ein Stück Turm und die zerrissene weiße Hauswand. Der stolze Giebel ist nach innen gesunken. Altes gestempeltes Zinn liegt zwischen den weißen Trümmern und zerplitterte Reste dunkelbrauner wundervoll geschnitzter Holzgewände. Da hängt noch die eingelegte in Felder geteilte Decke. Wie mag es hier am Kamin traulich gewesen sein beim Flackerschein; oder beim offenen Fenster in die jungen Frühlingsnächte voll Nachtigallensang hinauszulauschen. Kein leichter Schritt eilt mehr über den Mosaikboden; alles leere verlassene Trümmer. Es sind noch viele solcher Herrenhöfe da. Da ein Trümmerhaufen, dort einer, und wenn man sich die Mühe nimmt und den zerborstenen Grundmauern folgt, ahnt man die ehemalige Stattlichkeit des Anwesens, das vielleicht Jahrhunderte hindurch demselben Geschlecht das Glück einer reichen und sicheren Heimat bot. Das Gotteshaus, von Menschenhand zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgebaut, ist nun von Menschenhand vernichtet. Sei vorsichtig, zeige dich nicht, der Feind hat sein Zerstörungswerk gar gut im Auge, und wo sich Leben regt, schickt er den Tod hin. Das hochgewölbte Mittelschiff ist zerbrochen, die schlanken, romanischen Fensterbogen sind zusammengesunken, die bunten ehrwürdigen Kirchenfenster liegen in Scherben zwischen dem zersplitterten Chorgestühl; ganz frei steht noch die Kanzel, darüber wölbt sich der blaue Himmel. Die Glocken klingen nicht mehr, sie sind herabgestürzt, begraben unter dem Schutt des Turmes. Ein Glockenmund ragt noch ein wenig aus den Trümmern, doch er ist erstarrt und klanglos. Wir wollen uns einen Weg suchen durch das entsetzliche Durcheinander. Sieh, da ist auch noch etwas, was war und noch ist, drei mächtige Linden; und unter dem ehrwürdigen Dache der mittleren steht ein Kreuz in gewaltiger, würdiger Größe mit seiner teuern göttlichen Last. Unversehrt steht es und das Todeslächeln des Erlösers huscht auch über die Trümmer hin.

Wenn man jetzt in der Frühjahrszeit auf all das herabsieht, da sieht es nicht so todtraurig aus, weil über Schutt und Moder neues Blühen sich breitet. Es ist eigen, man könnte glauben, der kalte Erdentod hätte sich geschaut, die Blütenbäume zu zerknicken. Aus allen Winkeln hervor schimmert es! weiß, lichtrosa beugt es sich in liebender Trauer über die zerbrochenen Menschenhütten. Und über Berg und Tal ziehen sich weiße Bahnen des Schlehdorns, und dort unter den dornigen Blüten schlummern zwei Kameraden, die vorhin schlafen gehen mußten auf ewig. Der Schlehdorn streut im Abendwind seine sterbenden Blütenblättchen über die Schläfer, bis die Kameraden, die noch leben, das Erdbett geschaufelt haben dort unten, wo schon Primeln und Bluttröpfchen leuchten auf unzähligen Hügeln.

Zur Kriegslage.

(Vom 1. bis 21. Juli.)

Infolge technischer Schwierigkeiten konnte der am 9. d. M. verfaßte, die Kriegslage bis zum 7. Juli behandelnde Aufsatz in der am 15. erschienenen Doppelnummer keine Aufnahme mehr finden. Der Grundgedanke, welcher der damaligen Betrachtung als Ausgangspunkt diente, kann auch heute noch zum Verständnis der inzwischen eingetretenen militärischen Ereignisse beitragen. Die diesbezüglichen Sätze seien nachstehend deshalb im Wortlaut der heutigen Abhandlung vorangestellt. Sie lauteten folgendermaßen:

„Feindwärts einspringende Stellungen bieten, sofern sie hinreichende Breite und Tiefe besitzen, die günstigsten Ausgangspunkte für eigene Offensiven; denn sie sind natürliche Ausfallstore. — Über die 170 km messende Sehne Halicz—Swinjuchy (60 km südlich Kowel) ragen unsere Stellungen in einem durchschnittlich 15 km tiefen Bogen in die allgemeine russische Linie hinein. Der Scheitelpunkt dieses Bogens liegt im Quellgebiet des Bug, Sereth und der Strypa, ungefähr 18 km östlich Zloczow. Zumal der Südflügel dieses Ausfalltores bedeutet für die Russen eine stete Gefahr. Denn eine etwa mit der allgemeinen Richtung Tarnopol angesetzte Offensive der Zentralmächte könnte zumindest sehr unangenehme Folgen zeitigen. Deshalb dürfte das Schließen des genannten Flügels dieses Ausfalltores der neuen Brussilow-Offensive als allererstes und unbedingt zu erreichendes Ziel gesetzt worden sein. Es blieb ihr versagt. Und deshalb dürfen wir mit dem bisherigen Verlauf der Operationen in Ostgalizien zufriedener sein, als die russischen Machthaber.“

Vom rein militärischen Standpunkt betrachtet, bot diese am 1. Juli einsetzende Offensive des neuen Rußlands übrigens absolut nichts Neues. — Man braucht nur die Verbindungslinien zwischen Wladimir-Wolynskij, Brody, Podhajce und Solotwina (33 km südwestlich Stanislaw) zu ziehen, und sodann die äußeren Flügelpunkte mit Przemysl, die inneren mit Lemberg zu verbinden, um den strategischen Grundriß des Planes vor sich zu sehen, wie er im August 1914, während des Sommers 1916 und nun — allerdings unter bisherigem Fortfall der Nordgruppe — auch diesmal genau befolgt worden ist. Auch hinsichtlich seiner taktischen Durchführung wurde alle drei Male genau gleichmäßig verfahren, indem stets der erste Hauptstoß nördlich, der zweite südlich der Linie Podhajce—Lemberg geführt worden ist. — In diesem Südabschnitt ist die eben gekennzeichnete Form des „Staffelangriffs“ sonderbarerweise stets auf ungenügende Reserven gestoßen. So gerieten 1914 die eilends vom serbischen Kriegsschauplatz herangeführten Teile der Armee Boehm-Ermolli bereits während ihres Aufmarsches zwischen Stanislaw und Rohatyn mitten in die Brussilowsche Vorbewegung hinein; so vermochten 1916 die vom italienischen Kriegsschauplatz heraneilenden Divisionen der Armee Koevess den linken Flügel Pflanzers-Baltins nicht mehr rechtzeitig im Abschnitt von Kolomea zu stützen; und so gelang es auch diesmal den Russen, im Südabschnitt taktische Erfolge zu erringen, bevor unsere Reserven einzugreifen vermochten. Infolgedessen verzichtete unsere Führung von vornherein darauf, durch Reserveneinsatz, der doch nur „kleckerweise“ hätte erfolgen können, die Lage an Ort und Stelle wiederherzustellen, sondern nahm kurz entschlossen die gefährdeten Linien bis hinter die Lomnica, d. h. rund 25 km zurück.

Für jeden militärisch denkenden, sachlichen Beobachter war diese Maßnahme ein Zeichen dafür, daß man geneigt war, den Südflügel zu „versagen“, um die Reserven für eine an anderer Stelle zu suchende Entscheidung frei zu behalten. Daß eine solche Maßnahme der Versammlung nach rückwärts, wie Marschall Joffre sie im größten Maßstabe während der letzten August- und ersten Septembertage 1914 erfolgreich durchgeführt hat, gerade als Zeichen völliger Niederlage vielfach gewertet worden ist, beweist auf Seiten der sogenannten Militärkritiker einen Grad von

Urteilslosigkeit, wie er nach fast dreijähriger Kriegsdauer größer undenkbar ist. Und wenn man um die Juli-Mitte in allen Variationen gelesen hat, es bestehe kein Zweifel, daß Böhm-Ermolli's Heeresgruppe gründlich geschlagen und daß die einzige Frage die sei, ob er sich durch allgemeinen Rückzug der ihm von Kornilow's Flankenstoß über den Dnjestr (?) drohenden Vernichtung (!) noch entziehen könne oder nicht, (was wahrscheinlicher sei), wenn man endlich den heutigen Stand der Dinge in Ostgalizien mit diesen Voraussagen vergleicht, so weiß man wirklich nicht, worüber man sich mehr wundern soll: ob über die Unkenntnis der Militärkritiker oder über die Geduld der an der Nase herumgeführten naiven Zeitungsabonnenten?

Weit davon entfernt, zum allgemeinen Rückzug zu blasen, noch weiter davon, vernichtet zu werden, sind unsere zielbewußt geführten Truppen am 19. Juli zum Gegenangriff übergegangen. Dieser ist, soweit sich bisher erkennen läßt, beiderseits der Bahnlinie Zloczow-Tarnopol aus dem 35 km breiten Abschnitt Hodow-Pieniaki vorgebrochen und hatte die gleiche Kilometerzahl in der Tiefe bereits am 21. abends erstritten, wo unser Heeresbericht die verbündeten Truppen vor den Toren Tarnopols meldete. Gleichzeitig berichtete Havas aus Petersburg, der russische Kommandant der Südwestfront, General Gutor, sei abberufen und durch den General Kornilow ersetzt worden! Hiermit erübrigt sich jeder weitere Kommentar.

Um falschen, von unsern Feinden deshalb besonders gern verbreiteten Nachrichten, als stehe unsere Offensive in einem leicht zu erratenden Zusammenhang mit der sogenannten innerpolitischen deutschen Krise, jedoch auch an dieser Stelle zu begegnen, sei schließlich noch daran erinnert, daß auch unter den günstigsten Bedingungen die Vorbereitung einer derartigen Operation mindestens 14 Tage benötigt. Sie muß also Anfang Juli, gleich nach Beginn der russischen Offensive, beschlossen worden sein. Damals aber gab es noch gar keine „innerpolitische deutsche Krise“! Wer trotzdem unsern Gegenangriff als „Stimmungsmache“ bezeichnet, verrät damit u. a. nur seine grobe Unkenntnis in den elementarsten militärischen Dingen.

Außer hier und dort auflebender artilleristischer oder Patrouillentätigkeit, sowie heftiger lokaler Gefechte, die größtenteils zu unsern Gunsten, nur bei Punkt 304, nordwestlich Verdun, zum Vorteil unserer Gegner ausfielen, wäre von sämtlichen andern Fronten Wesentliches nicht zu berichten, hätte nicht seit dem 17. der Artilleriekampf in Flandern bedeutende Dimensionen angenommen. — Da zeitweise auch im Abschnitt La Bassée—Bullecourt die Gefechtstätigkeit eine gesteigerte war, so kann man im Zweifel darüber sein, ob im erst- oder letztgenannten Raume eine englische Offensive bevorstehe, darf gleichwohl aber die Vermutung äußern, daß der Hauptangriff sich diesmal gegen unsere flandrische Front — und zwar gegen die allgemeine Linie Warneton—Merckem — richten werde. Jedenfalls würde ein solches Verfahren dem doppelten strategischen Zwecke dienen, Lille von Norden auszufankieren, und der Seeflanke für spätere Operationen Hinterland abzugewinnen. Letztere Erwägung würde die Vermutung rechtfertigen, daß die Engländer den größten Nachdruck auf den linken Flügel des eben bezeichneten Kampfabschnittes legen werden. Sollten diese Annahmen zutreffen, so wären sie psychologisch insofern besonders bemerkenswert, als sie den Beweis dafür erbrächten, daß England alles daransetzt, eine Entscheidung herbeizuführen, bevor Amerika aktiv in den Kampf einzugreifen und damit England die Führerrolle innerhalb der Entente aus der Hand zu nehmen vermag.

Wir aber dürfen voller Vertrauen weiter in die Zukunft blicken und können als wesentlichstes Ergebnis der beiden ersten Juli-Drittel dies konstatieren: Daß es unseren Feinden trotz aller Bemühungen nicht gelungen ist, uns in die starre Verteidigung zu drängen, daß unser „blitzendes Vergeltungsschwert“ am Ende des dritten Kriegsjahres schärfer ist denn je.

Rigi-First, 22. Juli 1917.

Graf Bassewitz.



Bitte an die Abendsonne.

Nun sende deine goldenen Strahlen!
 Weit, weit hinaus,
 Und baue eine lichte Brücke
 Vom Elternhaus
 Zu jenen, die in stillen Stunden
 Oft schon der Heimat Gruß empfunden;
 Zu jenen, welche voll Vertrauen
 Nach oben schauen!

Nun schlinge deine Silberfäden
 Um jedes Herz,
 Damit es Heimatfrieden finde
 Für seinen Schmerz!
 Dann geh mit leisen, leisen Schritten
 Zu jenen — welche ausgelitten
 Und leg der Heimat dankbar Grüßen
 Zu ihren Füßen — — — —

Karlsruhe, Baden.

Emmy Lorbeer.

Die Einberufung des Tschurtschen Luis.¹⁾

Humoreske von Rudolf Greinz.

Der Ehestand kann unter Umständen oft ärger sein als der Krieg. Jedenfalls kann er viel länger dauern. Mit dem Krieg haben wir es nur einmal bis zu dreißig Jahren gebracht. Aber mit dem Ehestand ist es auch schon über die fünfzig und noch mehr hinausgegangen. Und wenn einer ein rechtes Hauskreuz zu tragen hat, so will das schon was sagen. Da nützt es ihm einen Schmarren, wenn er dann mit einer silbernen oder goldenen Hochzeit getrostet wird. Denn so glänzend ist die Sache halt doch nie gewesen.

Mehr als dreißig Jahre befand sich auch der Tschurtschen Luis mit seiner Rosl im Kriegszustand. An ein Friedensschließen war da nicht zu denken. Die Rosl war die richtige Bißgurrt, die das Heft nicht aus der Hand ließ. Der Luis war mit der Zeit über sechzig Jahre und dabei ganz mürrisch geworden.

Ein hervorragend stattliches Mannsbild war der Luis seiner Lebtag nie gewesen. Klein, etwas unterwachsen und hochrückig. Dazu hatte sich im Laufe der Jahre ein gewaltiger Kropf gesellt. Damit das körperliche Ebenmaß nicht gestört wurde, hatte dieser Kropf noch einen Zwillingbruder erhalten, so daß der Tschurtschen Luis mit zwei Kröpfen herumging, mit einem rechts und mit einem links.

Das hätte ihn weiter nicht sonderlich gestört. Nur daß er so viel schnaufen und „kriegeln“²⁾ mußte. Und da hörte ihn die Rosl gleich, wenn er einmal später in der Nacht heimkam und sich gerne unertappt eingeschlichen hätte.

Beim Wirt auf ein Tröpfle Wein hockte der Luis gar so gern. Sonst hatte man ja auch nicht viel von dem elendigen Leben. Nur an die Rosl durfte er dabei nicht

¹⁾ Wir entnehmen diese kleine Erzählung dem neuesten Bande lustiger Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz, der unter dem Titel „Rund um den Kirchturn“ im Verlage von L. Staackmann in Leipzig erschienen ist. (Gebunden 4 Mark, gebunden 5 Mark.) Wenn es noch eines weiteren Beweises für die jugendfrische Schaffenskraft des Tiroler Dichters, der erst kürzlich seinen 50. Geburtstag feiern konnte, bedurfte hätte, so würde er in seinem neuesten Buche liegen. Es bringt eine Fülle ursprünglichen Humors, froher Lebenslust und echten Volkstums und ist ein wahrer Sorgenverseucher in schwerer Zeit. Diese köstlichen Geschichten werden Tausenden belustigend lachen und unvergessliche Stunden der Erheiterung bescheren.

²⁾ röchelnd atmen.

denken. Das konnte ihm den besten Rötel bitter wie Galle machen.

War aber auch ein unheimliches Weibsbild die Rosl. Mindestens um einen Kopf größer als der Tschurtschen Luis. Hager und knochig, mit einer Hakennase im Gesicht und mit einem G'schau, ja schon mit einem so bösen G'schau, daß sich der Teufel selber vor ihr gefürchtet hätte. Wenigstens behauptete das der Luis.

Heute war der Tschurtschen Luis wieder einmal beim Wirt, ließ sich den Wein schmecken und bemühte sich krampfhaft, nicht an die Rosl zu denken. Der Schreiber vom Notar saß mit am Tisch und der Duftner Hans und der Neuner Sepp, alles schon g'standene Mannner.

Der Duftner und der Neuner mußten in den aller-nächsten Tagen einrücken mit den Standschützen. Gegen die verflixten Walschen, damit denen Sakra, denen verdammten, ordentlich aufbüdzündet würde aus'm Tiroler Landl.

Das Gespräch drehte sich natürlich um den Krieg. Der Duftner und der Neuner waren ganz Feuer und Flamme. Der Notarschreiber hatte von Jugend auf einen steifen Hax'n. Mit dem konnte er nicht mitmachen, was er höflich bedauerte. Am meisten aber bedauerte es der Tschurtschen Luis, daß er nicht mit in den Krieg gegen die Walschen durfte.

Ganz heimlich hatte er schon versucht, sich zu melden. Da war er aber schön angekommen. Ausgelacht hatte man ihn. Mit seinen zwei Kröpfen, wo jeder so groß war wie ein mittlerer Kindskopf. Der Wachtmeister hatte ihm gesagt, Sehenswürdigkeiten hätten sie in Italien drunten selber genug; die brauchte man den Walschen nicht noch extra mitzubringen.

Das hatte den Tschurtschen Luis tief gekränkt. Die verteuflten Kröpf! Von diesen wurde er halt ebenso schwer los wie von der Rosl. Es war ein Kreuz auf der Welt.

Den Duftner Hans und den Neuner Sepp betrachtete der Luis heute mit unverhohlenem Neid. Die waren auch beide verheiratet und hatten auch beide just keine Erzengel zu Weibern.

So schlimm wie die Rosl waren die Duftnerin und die Neunerin nun freilich nicht; aber Haar' hatten sie ebenfalls auf den Zähnen büschelweis. Und der Duftner und der Neuner, die kamen jetzt mit ihrem Ehekreuz für geraume Zeit aus, vielleicht für ewige Zeit. Wer konnte das wissen?

Die durften einen funkelneleneu kaiserlichen Rock anziehen und hatten ihre heilige Ruhe vor den Weibern. Und zehn Walsche waren gewiß nicht so schlimm wie ein einziges böses Weib. Ja, lieber als mit der Rosl hätte es der Tschurtschen Luis gleich mit hundert Walschen auf einmal aufgenommen.

Waren ehrlich zu beneiden der Duftner und der Neuner. Kamen hinunter an die Grenz', weit hinauf auf die Berg', in gut eingerichtete Schützengräben und Unterstand', wo ihnen nichts abging. Zu essen und zu trinken genug. Denn ein Panzele³⁾ Wein und ein Lackele Schnaps, die würden da hinauf schon auch ihren Weg finden. Und die heilige Ruh'. Keine Weiber nit. Meilenweit keine Weiber. Dem Tschurtschen Luis erschien der Kriegszustand als ein wahres Himmelreich.

So simulierte der Luis, trank schweigend seinen Wein und hörte mit Gefühlen, gemischt von Ehrfurcht und Neid, den beiden Standschützen zu und dem Notarschreiber, der auch fleißig seinen Senf dreingab.

³⁾ Faßchen.

„Herrgott, Himmel und alle vierzehn Nothelfer, wenn i decht aa mitkunnt!“ ließ sich da der Tschurtschen Luis mit seiner grölenden Kropfstimme vernehmen.

„Schau, Luis, tröst' di; dös kannst du nit derkraften 1)!“ meinte der Duftner.

„Dös wär grad die richtige Sommerfrisch für di, Luiäele!“ foppte ihn der Neuner. „Was fanget denn nachher dei Rosl an? Dö harbet si ja völlig z' Tod, wenn sie di nimmer hätt!“

„Du . . . du . . .“ grölte der Luis. „Du hast leicht reden. Du bist schian heraus. Wol Summerfrisch, dös wär's schon. Koane Weiber nit. So a Gaudi!“

„Tuat's mir den Luisele in der Ruah' lassen!“ legte sich der Notarschreiber für ihn ins Mittel. „Der ist amerst 2) a g'schlagener Häuter. Braucht's ihn nit für an Narren halten aa no!“

„Wohl g'schlagener Häuter!“ sagte der Luis mit einem dankbaren Blick auf den Notarschreiber. „Wenn oaner als a doppelte Kropforgel in der Welt umadumlaufen muuß!“

„Luis, woäßt was?“ nahm der Duftner wieder das Wort. „I werd' schauen, was si für di machen laßt. Wenn i eing'ruckt bin, kann i vielleicht was tuan für di, daß du aa dei Einberufung kriegst!“

„Dös, wenn d' machen könntest, Hans, dös, wenn du z'wegen brachtest . . .“ Dem Tschurtschen Luis brach fast die Stimme vor lauter Rührung und Aufregung. „Da wär' i dir wohl dankbar in alle Ewigkeit.“

„Nur Muat, Luisele!“ munterte ihn der Notarschreiber auf.

„Am Muat fahlt's nit, Schreiber!“ versicherte der Luis. „Grad am Schnaufwerk. Dö vertuifelten Kröpf! Wenn's nit gar zu eilig wird mit dö Walschen, kann i do no mitkommen. Freilich, wenn dö Tuifel gar z'fast lafen und es hoäßt alleweil: Nachi, nachi! . . . zelm 3) derschnauf i's wohl nimmer.“

„A guats Wort findet an guaten Ort . . .“ beruhigte nun auch der Neuner den Luis. „Woäß Gott, was für an hoach'n Herrn wir da unten kennen lernen . . . und nachher geah't's mit der Kropforgel aa.“

„Moanst?“ fragte der Luis glücklich. „Freilich!“ versicherte ihm der Neuner. „Kimmt grad auf die Bekanntschaft drauf an und auf die Empfehlung. Vielleicht können's di zum Kanonenputzen brauchen oder zu so am leichtern Amt.“

„I bin mit allem z'frieden!“ grölte der Tschurtschen Luis begeistert. „Wenn i nur von da aweg kimm! Koane Weiber mehr und mei Ruah! . . . Jatz muuß i aber z'samm-packen!“ sagte er auf einmal ängstlich und schaute nach der Uhr in der Wirtsstube. „Heut bin i mit'm Schnaufgar nit guat beisammen, und da dergneist 4) sie mi nachher glei . . .“

Noch geraume Zeit, nachdem der Tschurtschen Luis das Wirtshaus verlassen hatte, saßen der Duftner, der Neuner und der Notarschreiber beisammen. Unterschiedliche Viertel Rötel tanzten noch auf. Die drei mußten sich offenbar gottvoll unterhalten, denn sie kamen aus dem Lachen nicht mehr heraus. Zuletzt setzte sich auch der Wirt mit an den Tisch. Und dann brüllten sie alle vier vor Lachen. Das war einmal ein lustiger Abend. —

Schier zwei Wochen waren seitdem vergangen. Der Duftner und der Neuner waren schon längst eingerückt. Da brachte eines Tages die Briefträger-Kathl für den Tschurtschen Luis ein umfängliches Schreiben.

Der Luis wußte zuerst nicht, was er damit beginnen sollte und glaubte, es müsse am Ende ein Irrtum sein. Aber es stimmte. Da stand ganz deutlich sein Name auf dem Umschlag: Alois Mitterlechner, vulgo Tschurtschen Luis.

Als der Luis das Schreiben geöffnet hatte, kostete es ihm beträchtliche Mühe, es zu entziffern. Es war sauber in Maschinenschrift angefertigt und trug ein großes Siegel. Das war sicher was Amtliches.

Mit der Maschinenschrift kam er aber nicht gleich zurecht; denn das war Lateinschrift und mit der Latein-

schrift war der Tschurtschen Luis seit jeher auf dem Kriegsfuß gestanden. Endlich gelang es aber doch gemeinsam mit der Briefträger-Kathl und mit der Rosl, die neugierig, wie die Malefizweiber sind, gleich herbeigekommen war.

Das amtliche Schreiben enthielt die feierliche Einberufung des Tschurtschen Luis zur . . . Tiroler Gebirgsmarine. Stimmte alles Wort für Wort. Gute Stiefel mußte der Luis mitbringen, ein Ebbesteck, Putzzeug und sonstige Utensilien. Und Eile hatte es auch. Innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Erhalt des Befehles abzugehen und sich beim nächsten Bezirkskommando zu melden.

Das hatte der Duftner oder der Neuner für ihn erwirkt. Oder beide miteinander mit vereinten Kräften. Ein heißer Dank stieg in die Seele des Tschurtschen Luis empor. Es war doch gut, daß man Freunde hatte, auf die man sich verlassen konnte.

Wenn die Rosl davon eine Ahnung gehabt hätte! Die war aber vorläufig stumm wie ein Fisch. Der hatte es die Sprache verschlagen vor Staunen, Verwunderung und Entsetzen.

Schließlich platzte sie aber doch heraus. „Mein' Mann wollen sie einberufen! Dös gib't's nit!“ zeterte sie. „Dös leid' i nit! Da sein die andern dazu da! Der Luis ist a bresthafer Mensch. Den können sie nit brauchen! I leid's amal nit!“

„Dös siehst ja, daß sie mi brauchen können!“ widersprach ihr der Luis. Er wunderte sich selber über die Schneid', die er plötzlich bekam, seinem Hauskreuz eine Widerrede zu geben. Aber innerhalb vierundzwanzig Stunden sollte er ja davon erlöst sein.

„Du halt' dein' Brotladen!“ fuhr ihn die Rosl an. „Was versteahst denn du davon! I leid's nit, daß sie mir mein' Luis nehmen!“

„Da werden sie di lang fragen!“ mischte sich nun die Briefträgerin darein. „Befehl ist Befehl. Und beim Militär versteahn sie koan Spaß nit.“

„Innerhalb vierundzwanzig Stunden . . .“ grölte der Tschurtschen Luis, während ein breites, behagliches Grinsen über sein mit grauen Bartstopfeln besätes Gesicht ging. „Mir scheint, du freust di no drüber . . .“ sagte die Rosl, die kleinlauter zu werden begann.

„A Ehr' ist es alleweil!“ meinte der Luis. „Aber jatz muuß i schleunig zum Schuaster!“

„Was willst denn beim Schuaster, du Narr du!“ rief die Rosl.

„A Paar neue Stiefel machen lassen!“ grölte der Luis vergnügt. „Hast nit g'hört? Feste Schuach mitbringen und dös alles innerhalb vierundzwanzig Stunden. Es hat Eil' mit die Walschen. Denen hoäßt's aufs G'nack rucken, denen verdammten Pölz'!“

Damit war der Tschurtschen Luis, ohne sich um seine Alte noch weiter zu scheren, beim Tempel draußen.

„Luis! Luis!“ schrie ihm die Rosl nach. Der Luis drehte sich aber gar nicht um, sondern ging, so schnell ihn seine Füße trugen und so schnell es die beiden Kröpfe zuließen.

„Da wirst di schon drein finden müassen!“ sagte die Briefträgerin zur Rosl. „Sei nur fein stad und wehr' di nit! Sonst sperren sie die ein aa no!“

„Daß Gott! Daß Gott!“ jammerte die Rosl. „Daß oan so was no treffen muuß auf die alten Täg! Der Luis kann's ja nit derschnaufen . . .“

„Dös werden dö schon besser wissen, ob er's derschnauft oder nit!“ sagte die Briefträgerin resolut. „Wenn i dir guat zu an Rat bin, misch' di nit drein. Pack' dem Luis seine sieben Zwetschgen z'sammen, damit er alles bei'and hat, wenn er morgen durch muuß.“

Die Rosl begann kleinverzag't zu werden. Sie sah plötzlich eine Macht über sich, der sie sich nicht gewachsen fühlte. Es dämmerte ihr so was auf, daß da alles Keifen und Schimpfen vergebens war . . .

Der Tschurtschen Luis ging nicht zuerst zum Schuster, sondern zum Notarschreiber. Er fühlte das dringende Bedürfnis, den Schreiber ins Vertrauen zu ziehen.

Der Schreiber las die Einberufung andachtsvoll von Anfang bis zu Ende. Dann schüttelte er dem Luis die Hand und sagte mit großer Hochachtung: „Luis, du bist

1) bewältigen, leisten.

2) ohnedies.

3) dann.

4) bemerkt.

1) Tiroler Spottname für die Italiener.

ein Mann! Du kannst dir gratulieren! Das ist ganz a b'sondere Ehr', zur Gebirgsmarine einberufen zu werden."

"Wenn's lei mit die Kröpf' koan Anstand nit hat..."

Der Luis wurde etwas verzagt.

"Die Kröpf', dö machen nix bei der Gebirgsmarine!"

"Ah wohl? Der Luis schnaufte erleichtert.

"Ja, was sagt denn nachher die Rosl?" frug der Schreiber.

"Dös alte Fegfeuer soll sagen, was sie will!" rief der Luis mit einer Mordsschneid, die er sich nie zutraut hätte.

"Innerhalb vierundzwanzig Stunden koane Weiber mehr und a Ruah!"

"Jatz muaß i dir aber was sagen, Luis!" meinte der Notarschreiber halblaut und geheimnisvoll.

"Erzähl' nix umadum von deiner Einberufung. Sei fein stad! Woabst, es gibt neidige Leut'. Dö könn'ten's no zu guater Letzt hintertreiben. Und dös wär' schad', wenn si der Neuner und der Duftner umasunst ang'strengt hätten."

"Da kannst recht haben..." grölte der Luis. "B'sunders wenn der Wachtmoaster davon erfahrt, der ärgert si grün an und gelb. Dem will i sei' Sehenswürdigkeit schon no eintränken!"

Nicht einmal den Schuster klärte der Tschurtschen Luis darüber auf, warum er plötzlich ein Paar neue Stiefel brauchte. Als der Luis heimkam, fand er die Rosl heulend vor. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Also gab es doch ein Mittel, selbst die ärgste Bißgurn zu zähmen.

"Was flennst denn, Patschgackl!) dalkete!" Der Luis warf sich in die Brust. Es kam ihm bei seiner plötzlich erwarteten Mordsschneid' vor, als ob er die erste Zeit einen andern reden hören würde und gar nicht sich selber. Wenn ihm das einer erzählt hätte, daß er die Rosl einmal so anlassen würde... dann hätte er den für vollständig verrückt erklärt. "Unseroans ist halt aa no zu was da! Und wenn mir der Toad aufg'setzt ist, nachher kimm i ihm amerst nit aus. Laßt mir halt drei Messen lesen für die arme Seal, auf a fröhliche Auferstehung."

"I bitt' di, red' nit a so, Luis!" heulte die Rosl. "Daß Gott, daß Gott!"

Am nächsten Tag machte sich der Tschurtschen Luis mit seinen neuen Stiefeln und einem mächtigen Rucksack richtig auf den Weg. Die Rosl ging aber mit. Das hatte sie sich nicht nehmen lassen. Und den Rucksack trug sie auch am Buckel. Da müßte ja der Luis ersticken, meinte sie, wenn er zu seinen beiden Kröpfen auch noch den schweren Rucksack schleppen sollte.

Trafen auch pünktlich beim Bezirkskommando ein, der Tschurtschen Luis und die Rosl als Lastträger.

Zuerst wollte der Posten vor der Kaserne den Luis überhaupt gar nicht hereinlassen. Da kam er aber beim Luis schlecht an. Der stellte sich auf die Hinterfuß' und berief sich obstinat auf den ihm überbrachten Befehl.

Die Verhandlungen mit dem Posten wären wohl noch weiter gegangen, wenn nicht der diensthabende Feldwebel dazugekommen wäre und sich erkundigt hätte, was denn eigentlich los sei.

Als er des Tschurtschen Luis ansichtig wurde und von ihm in Erfahrung brachte, daß derselbe zur Tiroler Gebirgsmarine einberufen sei, glaubte er im ersten Augenblick, er habe es mit einem gänzlich Übergeschnappten zu tun. Da jedoch der Luis seinen Einberufungsbefehl vorwies, ging dem Feldwebel ein Licht auf. Er war ein lustiger Kamerad und wollte den Spaß nicht verderben. Er setzte daher eine ernste Miene auf und hieß den Luis auf die Wachtstube kommen.

"Haben Sie sich freiwillig gemeldet?" frug er.

"Dös schon!" erklärte der Luis.

"Was? Freiwillig g'meldet!" rief die Rosl. "Dös hast mir antan!"

"Dös hab' i dir antan!" grölte der Luis voller Schneid'.

"Weil i dös Leben neben deiner dick kriagt hab'! Liaber geh' i in Krieg!"

"Dös gib't nit, Herr Feldwebel! Dö Meldung muaß z'ruckg'nommen werden!" jammerte die Rosl. "Er hat mi nit g'fragt drum!"

"Dazu hat er auch keine Verpflichtung gehabt!" erwiderte der Feldwebel mit ernster Miene. "Zurückg'nommen

kann da nix mehr werden. Das Höchste ist, daß Ihr Mann noch beurlaubt wird."

"Nix da!" protestierte der Tschurtschen Luis. "I will koan Urlaub. I hab' dös Höllenleben neben meiner Alten satt. I sag' Ihnen, Herr Feldwebel, mit der sollten Sie amal drei Tag' lang leben, nachher taten Sie aa auf'n Urlaub pfeifen!"

"Vielleicht kommt aber Ihre Frau nun doch zur Einsicht, daß es Ernst wird..."

"Dö kimm't zu koaner Einsicht nit!" grölte der Luis. "Heut trenzt' sie und morgen wär' der alte Tuifl wieder los!"

"Naa, Luis!" versicherte die Rosl voller Angst. "Du sollst das feinste Leben haben! Aber nimm grad no an Urlaub! Vielleicht ist derweil der Krieg aus."

"I brauch' koan Urlaub, und der Krieg wird aa nit aus! I will mit."

"I bitt' Ihnen, Herr Feldwebel, reden Sie ihm decht zua!" jammerte die Rosl. "Er kann's ja nit derschneufen mit dö Kröpf'!"

"Meine Kröpf' sein mei Sach'! Dö giahn di gar nix an!" unterbrach sie der Luis.

"Die Kröpfe schaden bei der Gebirgsmarine nichts..." meinte der Feldwebel. "Aber ich möchte euch beiden noch einen Vorschlag zur Güte machen. Die Ausrüstungen zur Tyroler Gebirgsmarine sind noch nicht ganz vollendet, so daß ein Urlaub noch leicht bewilligt werden kann. Nehmen Sie also vorläufig Urlaub. Sie können jeden Tag einrücken. Wenn Sie mit Ihrer Frau wieder Streitigkeiten haben, dann kommen Sie!"

Nach einem längeren Hin und Her ließ sich der Tschurtschen Luis auf die beweglichen Bitten der Rosl doch noch erweichen und nahm Urlaub...

Jetzt hatte er das Heft in der Hand. Wenn die Rosl in den nächsten Tagen nur die leiseste Miene machte, die alten Saiten aufzuziehen, dann drohte ihr der Luis sogleich, daß er zur Tyroler Gebirgsmarine einrücken werde. Und da wurde die Rosl rasch wieder kleinlaut.

Wenn man einmal eine Herrschaft erlangt hat, dann wächst das Selbstvertrauen. Denn wer sich besiegt gegeben hat, der hat es schwer, neuerdings die Oberhand zu gewinnen. Und das dürfte der Rosl in dem alten Maße auch nicht mehr gelingen, obwohl sich der ganze Ulk, den sich der Duftner und der Neuner im Verein mit dem Notarschreiber gegen den Tschurtschen Luis erlaubt hatten, inzwischen aufklärte.

Als der Notarschreiber nach einiger Zeit dem Luis auseinandersetzte, daß er die Einberufung fabriziert habe, und daß es ja überhaupt keine Gebirgsmarine geben könne, weil die Schiffe ihrer Lebtage nur im Wasser und nicht über die Jöcher fahren könnten... da war der Luis erst ganz perplex. Dann begann er arg zu schimpfen und aufzubegehren. Der Notarschreiber machte ihm aber bald verschiedenes klar...

"Schau, Luis..." meinte er... "das erste, was a Soldat haben muaß, sein a Paar Hosen. Wia willst denn du's Vaterland verteidigen ohne Hosen? Und Hosen hast koane g'habt. Dö hat alleweil dei Weib anghabt. Dö Einberufung zur Gebirgsmarine hat dir deine Hosen wieder verschafft. Jatz laß sie halt nimmer aus, Luisele, die Hosen! Sunst geht's dir wieder gabich". Dankbar kannt uns sein, mir und dem Duftner und dem Neuner. Jatz kannt leichter schnaufen mitsamt deine zwoa Kröpf'. Aber den Daum' drauf drucken auf die Rosl, sag i dir! Denn a Gebirgsmarine gib't's nur oamal, a zwoatsmal nimmer!"

Das sah der Tschurtschen Luis auch ein. Und den Daum' druckt er auch drauf. Und g'fallen läßt er sich auch nichts mehr. Der Mensch mußt nur einmal die richtige Schneid erwischen. Dann kommt er schon in die Übung.

So hat der Tschurtschen Luis seinen mehr als dreißig-jährigen Krieg gewonnen. Seinen guten Freunden ist er auch dankbar. Und die neuen Stiefel, die er sich für die Tiroler Gebirgsmarine hat machen lassen, will er für alle Zukunft hoch in Ehren halten. Er hat beschlossen, sie immer nur an Sonntagen und an Feiertagen zu tragen.

1) weint.

2) verkehrt, schief.

3) dummes Frauenzimmer.

Die werdende Macht.

Roman von Otto v. Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die ersten Galoppklänge kamen von den Instrumenten. Wieder hoben beide in Ungeduld die Arme gegeneinander. Die Hand auf seine Schulter legend, sprang sie mit dem rechten Fuß in den Tanz hinein, als wolle sie sich in tollem Übermut in einen Strudel oder Wirbel schleudern. Ihre offenen Augen tranken Freude. Sie flüsterte: „Galopp ist am schönsten!“

Sie war es, die an Tempo zulegte. Auch ihn packte noch tollere Lust an Rhythmus und Bewegung. Nicht mehr sie drehend, chassierte er mit ihr auf und nieder durch die Länge des Saals. Sembachs Augen starrten unter erhobenen Brauen. Aber sie war doch seine Cousine.

Jauchzen hätte sie können in den Armen des Tänzers, der ihr vom Vergnügen nicht nur zu nippen gab, sondern mit ihr auskosten wollte.

Er ahnte, wie sich ihre festen, jungen Glieder strafften, wenn sie den rechten Fuß mit gestreckter Spitze gegen den Rock vorwärts federn und „klick“, „klick“, „klick“ den Absatz des linken schlagen ließ.

Immer hastiger atmete sie. Für Stunden hätte sie so weiter tollern mögen, aber es gab wohl den Kindern ein schlechtes Beispiel.

„Genug, Vetter!“

Gehorsam ließ er sie wieder wirbeln und immer schneller, schneller, hastiger rund herum, bis „schrumm“ die Geigen jach mit einem harten Strich verstummten.

Mit der Hand vor der Brust stand sie still und rang, vorgeneigt, nach Luft. Die Augen lachten in die seinen hinein, aber plötzlich war ein Flimmern in dem Blau, und sie errötete tief, fast verlegen, beschämt. War es, weil die Mutter kam?

Eine fremde Dame führte die Tante in den Saal. Er ging, sich vorstellen zu lassen, und forderte, als die Polka einsetzte, pflichtschuldigst zum Tanzen auf. Beide dankten, aber inzwischen hatte der Sohn der Fremden, der blonde Stoppelkopf, schon wieder seine Verbeugung vor Else gemacht. Den Oberleib zurückgelegt, straffte er im Drehen die Arme lang, als müsse er der größeren Tänzerin möglichst weit vom Leibe bleiben. Aber die Mutter schien stolz auf ihn. Während Barenheim der Glücklichen bestätigte, daß er Geschick und das Zeug zu einem Tausendsassa habe, ließ sich Else noch von einem zweiten kleinen Tänzer davonführen. Dann fühlte er sie wieder im Arm, und sie tanzte die Polka aus bis zur Pause, in der Stieler Limonaden brachte. Während des Rheinländers und eines zweiten Walzers saßen die älteren Damen wieder im Nebenzimmer. Plötzlich fiel ihm ein, daß er des Balles Königin, das „Baby“, wie die Verwandten nach gräßlichem Brauch sagten, noch nicht aufgefordert habe. Gegen Ende des Tanzes entschuldigte er sich bei Else und ging zu dem Kind. Baby konnte noch nicht rheinländern. Also faßte er die Kleine unter Scherzen um die Oberarme, schwenkte und drehte sie, bis sie jauchzte.

Frau Rinkhausen und die Tante hatten, in den Saal tretend, zugeschaut und lachten in sein hochrotes Gesicht: „Auf Kriegsschiffen kommt man wohl selten dazu?“

Zwischen den Köpfen der beiden konnte er in einen Wandspiegel sehen. Eine Ecke seines Kragens hing schlaff. Die linke Seite trug wie eine Horizontalfalte einen durchweichten Streifen. So konnte er sich nicht länger sehen lassen. Als die Kinder zum Büfett geführt wurden, winkte er dem Diener: „Hat der gnädige Herr wohl Kragen, die mir passen könnten?“

„Wir werden einen finden, Herr Schiffshauptmann.“

Oben in dem Zimmer, das für Besucher eingerichtet schien, riß er den Rock ab. Stieler brachte allerhand Kragen. Knöpfend vor dem Spiegel stehend, sah Barenheim hinter sich den Mann seinen Rock drehen, wenden

und betasten. Nach den Achselstücken und sogar den goldenen Knöpfen faßte er.

„Gefällt er Ihnen?“

Stieler erschrak: „Es ist nur, daß man keinen zu sehen bekommt und sich doch dafür interessiert, Herr Schiffshauptmann.“

„Kapitänleutnant bin ich. Haben wohl nie gedient?“

„In Hannover, Herr Kapitänleutnant, aber damals sagte der Sergant in der Instruktionsstunde von den Marineoffizieren nur: sie tragen Hosen ohne Stege und Kragen mit Schlips wie Zivilisten, aber — ich kann euch nicht helfen, ihr Bande — grüßen müßt ihr sie doch!“

Barenheim lachte. Der Diener hielt den Rock zum Anziehen hin und wollte wohl seine Neugier entschuldigen: „Ich habe oben auch zwei Mützenbänder, von ‚Schlesien‘ und ‚Wettin‘, aber hören tut man hier wenig von der Flotte.“

Barenheim war fertig und klopfte im Hinausgehen dem Diener auf die Schulter: „Sie sind ein braver Mann, Kamerad von der anderen Branche!“

Auch aus Stieler hatte der Landsmann, der Deutsche mit der Freude an der werdenden Macht und dem unbewußten Sehnen nach dem hohen Ziel gesprochen.

Unten entschieden die beiden älteren Damen, daß nur noch Française getanzt werden sollte, damit die Kleinen sich vor dem Heimgang nicht erhitzten. Er kommandierte. Oft gab es ein Durcheinander. Mit Else lachend half er der Piefke, Knäuel zu entwirren. Um die Kinder zu amüsieren, ließ er gegen Ende des Tanzes je vier Paare zum Quadrat einschwenken. Die acht Tänzer eines jeden reichten den Nachbarn die Hände. Flink ging es erst links und dann schneller und schneller im Kreise herum. „Chassez!“ kommandierte er, und die Kreise drehten sich flinker. In der Mitte der seinen riß er Else hinein, und dort wirbelten sie, die Hände an gestrafften Armen mit den Fingerspitzen eingehakt, die Oberkörper weit zurückgeworfen, um ihre fast auf gleichem Fleck sich drehenden Fußspitzen herum, bis ängstlich die Tante rief: „Kinder, ihr werdet fallen!“

Schade, dachte Else, als er zum letzten Strich der Musik ihre Hände emporriß und so an den Armen sie aufrichtete. Die Musikanten packten ein, die Kinder wurden draußen in ihre Mäntel gewickelt. Frau Rinkhausen hatte sich mit ihnen verabschiedet, als der Onkel kam: „Nun bittest du uns wohl zum Essen, Lieschen, Ernst wird Hunger haben.“

In der Tat spürte er jetzt den Appetit, der ihm neben Else nicht zum Bewußtsein gekommen war. Die Tante führte in ein etwas schwer möbliertes, aber doch traulich behagliches Esszimmer, das halbdunkel unter gedämpfter Beleuchtung lag. Eine Glockenlampe hing in der Mitte und erhellte grell nur das weiße Tuch auf dem Tisch darunter. Darum schien beim Setzen Elses Gesicht wie aus Schatten und Nebel zu seiner Linken aufzutauchen, und wieder hatte es einen neuen, noch fremden Reiz. Die Tante nahm rechts, der Onkel gegenüber Platz. Eine dunkle, klare Brühe stand in Tassen in den Tellern. Zum Löffel griff nur der Hausherr nicht. Sofort reckte er die „Männerflasche“ über die Platte. Als er eingoß, blickten über seine Schulter Stielers Augen aus einem Gesicht so andächtig, als wolle er bestätigen, daß in der Tat nur die Hand des Herrn das Glas um solchen Trank berühren dürfe.

„Die Barenheims von Remilly, Ernst!“

Dankend sah er dem Onkel in die Augen, wendete sich auch zu den Damen und goß, durstig, wie er vom Tanzen war, den Wein über die Lippen.

Da er dabei den Kopf nach hinten warf, sah er in Stielers Gesicht. Der stand, als ob ein Gram an ihm nage. Aber auch der Onkel mußte das Glas gleich wieder vom Mund genommen haben und starrte halb verdutzt, halb belustigt auf den Neffen. Die Tante lächelte. Else lachte hell: „Papa ist nämlich sehr stolz auf seine Weine, und uns macht es immer Spaß, wenn ein Besucher sie trinkt, als wären sie Wasser.“

„Na hör mal, Ernst.“

Der Onkel wiegte den Kopf, aber er fühlte nur Elses warmen Blick, der frei und ehrlich sagte, daß er ihr gefiele.

Der Vetter war ein fröhlicher, eleganter, aber auch derber Mann, der Kräfte verbrauchte und darum aß oder trank, was ihm vor den Schnabel kam, ohne erst daran herumzuschnuppern.

Noch immer sah ihn der Onkel an. Seine Hand umklammerte die Männerflasche, als wolle er nichts mehr von dem kostbaren Naß opfern. Dann glitt sein Blick auch zu Else: „Ihr beide seht allerdings so erhitzt aus, als wäret ihr zu Fuß von Hamburg gekommen. Also mag Stieler eine Flasche leichten Sekt holen.“

Ernst war es recht. Auch von dem Schum goß er durstig ganze Gläser in den Mund. Immer heißer wurde der Kopf und immer lockender Elses Gesicht. Wenn er nur noch einmal mit ihr tanzen, sie wieder im Arm halten, wenn er sie — das war es — küssen könnte!

Vom Leben der Eltern mußte er berichten. Die Tante erzählte von Denver. Es sei alles rauh und neu, aber wie das amerikanische Leben überhaupt, oft grotesk und komisch, also unterhaltend gewesen. Allerdings hätte keiner von ihnen in dem fremden Land sich wirklich heimisch fühlen können, obwohl Else in Colorado geboren sei. Für ihre Person habe sie immer das Gefühl gehabt, nur Zuschauerin, nicht Mitfühlende des Lebens zu sein.

„Lieschen, laß Ernst endlich erzählen, wie er auf dem Torpedoboot lebt.“

Er versuchte den dreien Einteilung und Verlauf eines Tages an Bord zu schildern. Während er sprach, rückten sie ihre Stühle näher zum Tisch und hoben die Augen zu ihm, als erwarteten sie nicht ein Alltagsgespräch, sondern eine Feierlichkeit. Endlich glaubte er genug gesagt zu haben: „Aber im April komme ich auf eins der großen Schiffe.“

Da legte der Onkel Messer und Gabel aus der Hand: „Die haben wir neulich gesehen. Ich hatte in den Zeitungen gelesen, das Kieler Geschwader werde zu den Herbstübungen durch den Kanal nach Wilhelmshaven fahren, und von Hamburg fuhren wir im Automobil nach Rendsburg. Ich kann nicht glauben, daß an dem Morgen ein Mensch in der Stadt gearbeitet hat. Bis weit hinaus standen die Leute auf beiden Ufern des Kanals, und Fremde waren sogar aus Köln, Hannover, Berlin gekommen. Ich achtete namentlich auf die von ihren Lehrern hinausgeführten Kinder. Still und frierend kauerten sie, bis das erste Schiff unter der Admiralsflagge kam. Da sprangen sie auf, reckten die Häuse, und als der graue Koloß vor ihnen schwamm, jubelten die jungen Kehlen: ‚Stolz weht die Flagge schwarzweißrot! . . . Ernst, ich war in vieler Herren Lande, aber habe noch nie gesehen, daß einer Wehrmacht so das Jauchzen und der Liedergesang eines Volkes entgegenschallt. Die Kinder ahnen doch nichts vom Zweck oder Ziel der Flotte, aber instinktiv jubeln sie der Kriegsflagge über schwimmenden Stahlwellen zu. Es ist, als ob der Gott, der immer mit uns war, auch im Gemüt der Jugend und Einfalt ein Licht entzündet habe, damit, wenn die Zeit erfüllet ist, das ganze Volk einig den Weg zur Herrlichkeit eines größeren Reiches gehen kann.“

Der Onkel schwiag und sah nachdenklich ins Glas aus der Männerflasche. Die Tante nahm das Wort: „Wir haben uns hinterher gefragt, warum auch uns beim Anblick der großen, grauen Kolosse ein Schauern über den Rücken und ein Hurra über die Lippen flog.“

Du meinst, wir stünden vor einem Wunder, Lieschen,“ fiel der Onkel wieder ein, „und ein Wunder sahen wir auch. Ist es doch, als ob die schwimmenden Bastionen — jetzt bemannt und bewehrt — erst gestern aus dem Rauch und Staub der Werft ins Salzwasser geglitten wären, als ob ihre Flanken noch vom Schlag der Eisenhämmer bebten, als ob ihre Wände noch heiß vom Feuer der Schmiede glühten.“

„Und“, meinte Ernst, „die Seeleute auf den Schiffen sind nicht wie die Englands auf den Wellen daheim, sondern waren gestern noch Kellner und Friseur.“

„Das alles ist nicht die Hauptsache, lieber Nefte. Als ich die grauen Riesen durchs Sonnenlicht fahren sah, war mir, als ließen ihre Schatten auf der holsteinschen Marsch das geschundene deutsche Leid, den Zank- und Hader der Kleinstaaterei zurück. Der scharfe Bug aber mit den

schimmernden Wappen der Völker des geeinten Vaterlandes wies den Weg zu der kommenden Herrlichkeit!“

Nach Tisch schlug die Uhr in des Onkels Zimmer bald Mitternacht. Der Zug nach Remilly fuhr um sieben Uhr früh. Also stand Ernst zum Gehen auf. Der Onkel versuchte ihn festzuhalten und geleitete ihn unter Protest hinaus, nachdem er von den Damen Abschied genommen und Elses Finger mit einem heißen Blick in die Augen gedrückt hatte.

„Wir müssen wieder tanzen, Vetter“, rief sie ihm nach. Dann wendete sie sich zur Mutter, die noch den Stimmen der Herren im Korridor lauschte, und gab ihr einen Kuß.

Was hatte das Kind, das sonst mit Zärtlichkeiten sparte?

Sie las die Frage in der Mutter Augen. „Es war ein schöner Abend.“

„Ja, der Vetter hat auch mir sehr gut gefallen.“

Ihre Augen sahen sinnend ins Leere. Sie murmelte wie für sich allein: „Und die Ähnlichkeit mit dem Oberst und dem Admiral.“

„Du kennst die Verwandten doch nicht.“

Mama schien zu erschrecken, und ihr Gesicht wurde plötzlich rot und verlegen: „Bilder — Bilder habe ich gesehen, Else.“

„Mama, du flunkerst.“

„Pfui, Kind!“

„Ich kann es dir ansehen!“

Der Vater kam zurück: „Haltet ihr dem Vergnügen die übliche Grabrede? Allons, in die Baba, damit wir morgen abend frisch und munter sind. Gute Nacht, Kind.“

Else gab dem Vater die Hand, küßte die Mutter auf den Mund und sah sie gehen. Leo mußte in die Decke gewickelt werden. Er brummte, als sie ihn im Wintergarten weckte, aber wälzte sich dann zum Spielen auf den Rücken. Während sie ihn mit den scharfen kleinen Zähnen nach ihren Fingern haschen ließ, kam Stieler, um die Lichter zu löschen.

Nachdenklich stieg sie die Treppe hinauf. Zwischen den Barenheims mußte ein Geheimnis stehen. Erst wollten die Eltern mit dem Admiral und Obersten nicht verkehren. Plötzlich hatte der Vater den Onkel in Remilly besucht, und Betta Metzner, die Frau des Korvettenkapitäns in Kiel, die oft mit Adelheid zusammenkam, hatte der Schwester in Hamburg erzählt, auch der Admiral wolle den Vetter nicht kennen. Exzellenz Barenheim mußte übrigens der interessanteste von den Verwandten sein. Frau Metzner hatte ihn als einsamen, von Damen oft heimlich bewunderten Mann geschildert. Allein fuhr er auf seinem Schiff, allein nach Afrika, um Löwen zu jagen, oder nach Indien, um Elefanten zu schießen. Er mied die Menschen, weil er eine unglückliche Liebe gehabt haben sollte.

Else schlief bald ein und erinnerte sich am nächsten Morgen ihrer Träume. Der Vetter, nein, es war der Admiral, der nur Ernst sehr ähnlich sah, stand in der Wüste, mit der Büchse an der Hüfte, vor einem Löwen. Aber er wußte nicht, ob er schießen sollte, denn am Leben lag ihm nichts. Plötzlich nahm er die Büchse unter den Arm und ging an dem Löwen vorbei — ihr standen Herz wie Atem still, und sie hatte wahrscheinlich in einem Alpträumen geschrien — langsam und nachdenklich stracks in die Wüste hinein. Er wollte einsam bleiben.

IV.

„Langsam, mein Sohn“, mahnte Oberst Barenheim im Hausflur des Kommandeurhauses von Remilly. Noch einmal rückte er an der Helmschiene, nahm den Kneifer von der Nase und steckte ihn unter den grauen Paletot zwischen zwei Knöpfe des Waffenrocks.

Ernst öffnete dem Vater die Tür zur Straße. Der alte Herr zeigte sich draußen nicht gern mit dem Augenglas, obwohl der Dienst, das Schreiben von langen Zahlen bei Lampenlicht während eines Kommandos zur Eisenbahnabteilung des Generalstabes ihm die Kurzsichtigkeit gebracht hatte. Auch die leichte Wölbung der Schultern stammte aus jener Zeit, aber sonst war er statlich und rüstig genug für seine Charge. Links vom Vater fiel Ernst auf dem frostharten, glatten Schnee des Fahrweges

in Schritt. Flüchtig blickte er über die Gruppe roter Ziegelsteinhäuser zu beiden Seiten der Straße. Hier am Westende des Ortes lebten die verheirateten Offiziere in einer Kolonie, weil das Nest keine Unterkunft bot. Die Kommandeurwohnung mit dem schwarzweißbroten Schilderhaus war die stattlichste. In die Häuser von Stabsoffizieren hatte staatlicher Gerechtigkeitsinn etwa hundert Ziegelsteine mehr als in die von Hauptleuten hineingebaut. Auch die Ausdehnung der von den Damen aus Mangel an anderer Unterhaltung mit leidenschaftlichem Eifer gepflegten Gärten entsprach genau der Größe des Gehalts ihrer Gatten.

Die Füße kamen beim Auftreten ins Rutschen, denn die Straße führte bergab. Die Häuser der Offizierskolonie standen auf dem höchsten Punkt des Dreihügeldorfes. Zu Tal ging es ostwärts in die Ortschaft und nach Westen über die Chaussee zum Wald und der ihn durchschneidenden Grenze. Zehn Kilometer hatte der Wanderer bis nach Frankreich zu gehen.

So langsam schritt der Vater, mit den Händen in den Manteltaschen, aus, daß es schien, er fürchte, auf dem glattgefahrenen Schnee auszugleiten.

„Gehst du nicht besser im lockeren Schnee auf dem Bürgersteig, Papa?“

„Schritt halten kann ich mit deinen Seebeinen schon. Ich gehe langsam, weil ich nicht zu früh in die Kirche kommen will.“

Mit Vaterstolz streiften seine grauen Augen unter etwas abstehenden Brauen die schlanke, straffe Gestalt des Sohnes im blauen Paletot. Befriedigt strich er einmal über den kurzen Schnurrbart mit den ersten grauen Fäden im Blond:

„Du hast mit 29 Jahren Hauptmannsrank, und meine Herren sind den Vierzigern nahe, wenn sie Kompagniechef werden. Natürlich wird keiner von ihnen dir und deinen Kameraden das schnellere Vorwärtskommen neiden, aber ein bitteres Gefühl könnte doch in meinen älteren Oberleutnants erwachen, wenn ich mit dir auf dem Platz vor der Kirche zu ihnen trete. Warten wir hier, bis sie sitzen.“

Schweigend blickte der Sohn auf den Vater, durch dessen Strenge auch als Kommandeur immer das warme Herz für die Untergebenen zu spüren war.

„Merkwürdig einsilbig scheinst du, Ernst. Drückt dich etwas? Hast du dienstlichen Ärger gehabt?“

„Müde bin ich, Papa!“ Er öffnete die Lippen, um tief die klare, reine Luft des sonnigen Wintertages einzusatmen. Sie kühlte das Blut und klärte den Kopf, der noch wirr vom Erlebten der letzten Tage schien. Zeit zum Ausschlafen hatte er nach dem Besuch in Frankfurt nicht gehabt und wohl auch reichlich getrunken. Während der Fahrt nach Remilly brannte im Schädel jene Hitze, die der Wein, aber auch ein die Nerven aufpeitschendes Geschehnis dem nächsten Tage bringt. Daß er sich in die Cousine verschossen, nein, leidenschaftlich verliebt hatte, war nicht zu bezweifeln. Jede Faser des Körpers schien erhitzt vom brennenden Verlangen nach ihr. Ohne Rock und Paletot würde er jetzt nicht frieren, und wenn er im Eisenbahnwagen die Glieder gereckt hatte, war in ihnen ein Kribbeln nicht nur von Müdigkeit, sondern vom fiebernden Blut zu spüren gewesen. Das Merkwürdigste schien, daß er jetzt aus der Entfernung klar und deutlich Elses lockendes Bild sehen konnte, während die krausen Gedanken Gretes Züge verwischten.

Ein quälendes Unbehagen brachte die Erinnerung an sie, obwohl er sie doch gern mochte. Erschrocken war er, als gestern abend die Mutter mit Augen, von Freude und Rührung gefeuchtet, ihm zuflüsterte, Frau von Diershofen sei mit ihr übereingekommen, daß Grete und er im April heiraten dürften. Gewiß hatte er das immer geplant und Grete geliebt. Aber er liebte auch die Cousine, und der Gedanke, auf sie zu verzichten, war gleich schmerzlich wie die Vorstellung, Grete und den Eltern Kummer zu bereiten. Es schien richtig, daß der Mann nicht für Monogamie geschaffen war. Er glaubte sich ein anständiger Mensch, aber er liebte zwei Frauen. Wie sollte er wählen? Dürfte er morgen, wie es zwischen der Mutter und Frau von Diershofen verabredet war, nach Dieuze zu Grete fahren und die Eltern um ihre Hand bitten?

Dann belog er Grete, wie er sie bei der Hochzeit vor dem Altar belügen würde. Der Gedanke, den Rat des warmherzigen Vaters, der immer ihm auch Freund sein wollte, einzuholen, schoß durch den Kopf. Er kam auf des alten Herrn Frage zurück.

„Das heißt . . . ein Ärger ist es nicht, Papa, aber eine . . . Schwierigkeit, eine heikle oder verwickelte Sache, über die ich gern mit dir sprechen würde.“

„Gelegenheit sollst du haben.“

Scharf blickte der alte Herr zu ihm hinüber.

„Was treibt ihr denn um die jetzige Jahreszeit?“

Also glaubte der Vater doch an einen dienstlichen Ärger. Er folgte ihm auf die Steinplatten des Bürgersteiges. Sie waren zwischen den ersten Häusern der Ortschaft.

„Die Rekruten sind soweit ausgebildet, daß wir in der Halbriotille fahren können.“

Der Vater hob den Finger zur Helmschiene: „Tag, Herr Bäckermeister.“

Der Mann, der die Samtmütze des Reichsländers gelüftet hatte, rief in die Tür seines Ladens: „Kommt amal her, Schorsch und die Klara. E Marineoffitschier ischt mit'n Herrn Oberscht!“

Kleine Stiefelsohlen rutschten schurrend über den Schnee. Dann trabten zwei Kinderchen neben Ernst und hoben staunende Augen zu ihm. „Oh“ rief das aufgeregte kleine Mädchen.

„Na, habt ihr schöne Weihnachten gehabt?“ fragte der Vater. Aber die Kinder antworteten nicht. Die Freude, einen Seeoffizier zu sehen, war zu groß und selten. Lebte die Begeisterung für Deutschlands Seewehr auch auf dem eroberten Boden?

„Der Bäcker ist zugewanderter Elsässer, sonst hätte er nicht gegrüßt“, erklärte der Vater.

„Also die Lothringer schwärmen nicht für uns?“

„Für die Flotte beginnen auch sie sich zu meiner Überraschung zu erwärmen. Ich mußte den Brigadekommandeur beim Ersatzgeschäft vertreten und war erstaunt, zu hören, daß ein erheblicher Prozentsatz der Eingeborenen sich zum Dienst in der Marine meldete. Aber vielleicht sind da andere Gründe ausschlaggebend. Die Reichsländer sind ja weniger als Französlinge denn als Demokraten antipreußisch. Aber da wir Mama wegen des Schnupfens leider nicht mitnehmen konnten, magst du jetzt erzählen, wie ihr die Zeit der Krisis im Herbst verbracht habt.“

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried Keller.

Von Einj.-Freiw. Hans Langkopf, Chur.

(Fortsetzung.)

Wiederum wurde es ein mühseliges Ringen um den ersehnten Lorbeer des Theaters. Noch einmal so lange dauerten die Mühsale, als die Münchner Anstrengungen, ein Maler zu werden und hatten doch ebensowenig Erfolg. Aber es fordert doch unsere Bewunderung heraus, wenn wir den Dichter trotz allem inneren und äußeren Elend den Kopf hochtragen sehen. Fleißig besuchte er die Theater. Mehr und mehr schärfte sich sein kritischer Blick. Seine Beobachtungen teilte er dann in tiefgründigem, geistvollem Briefwechsel dem Fachästhetiker Hettner in Dresden mit. An Projekten fehlte es ihm nicht. Aber wenn er zur Feder griff, dann verflohen vom Hauch der Wirklichkeit berührt die heraufbeschworenen Gestalten. Von seinen dramatischen Entwürfen ist wenig erhalten; einige Aufsätze fallen in die Freischarenzeit zurück und zeigen einen stark burlesken Ton. In Heidelberg hatte er zwei Akte eines Trauerspiels „Therese“ wirklich geschrieben, einer Familientragödie, in der sich Mutter und Tochter um denselben Mann streiten. So oft er auch in Berlin darauf zurückkam, eine innere Befriedigung wollte nicht daraus erblühen. Keller versuchte es dann mit geschichtlichen Themata, kam aber schließlich doch zur Erkenntnis, daß ihm dies auch nicht so ganz gelegen sei. Dazu kam wieder die äußere Not. Ehe das nächste Züricher Stipendium 1852 eintraf, war Frau Sorge wieder bei ihm eingezogen; er wandte sich wieder der Bearbeitung seines Tagebuches zu. Seine epischen Meisterwerke

„Der Grüne Heinrich“, der erste Teil „Leute aus Seldwyla“ entstanden in Berlin. Hier verfaßte er einen neuen Band lyrischer Gedichte.

In Heidelberg schon hatte er sich wieder an den „Grünen Heinrich“ gemacht. Hettner spornte ihn zur Ausarbeitung der elegischen Selbstbekenntnisse zu einem wirklichen Roman an und vermittelte ihm auch den Verleger Vieweg in Braunschweig. Die Notwendigkeit mit einer bestimmten, abgeschlossenen Tat vor die Öffentlichkeit zu treten, drängte um so mehr vorwärts, je weniger die dramatischen Hauptpläne selbst eine feste Gestalt annahmen. Der Verleger, liebenswürdig, für den Dichter und dessen Werk mit Feuereifer eingenommen, sobald er nur die ersten Kapitel des Romans gelesen hatte, mahnte und bat und drängte mit übermenschlicher Geduld und Ausdauer. Er gehörte zu den wenigen, denen die Genialität des unbekanntem, zurückgezogenen Schweizer gleich offenkundig geworden war. Er ermüdete darum nicht, wenn der Umfang des Werkes ganz außerordentlich über die zuerst gezogenen Grenzen hinauswuchs; er zeigte sich nicht zugeknöpft, als die Honorarforderung dementsprechend das doppelte der anfänglich festgesetzten Summe erreichte. Und hätte die bitterste Not nicht den Dichter zu diesem Gelderwerb gedrängt, so wäre der „Grüne Heinrich“ noch lange Jahre unvollendet geblieben. Aber als dies Werk dann wirklich vollendet vorlag (im September 1851 war der erste Band fertig gedruckt worden, zu Ende des Jahres 1852 der zweite, im November 1855 der dritte), war der deutschen Literatur ein Bildungsroman geschenkt, mit dessen poetischer Tiefe und Schönheit sich seit Goethes „Dichtung und Wahrheit“ nichts mehr messen konnte.

Die Furcht, die unvorhergesehene Ausdehnung des Werkes könnte ihm, wie der durch die stockende Entstehungsweise hervorgerufene Mangel an Abrundung schaden, war der nächste Anlaß für den Dichter, eine Reihe kleinerer Erzählungen zu entwerfen und auch zu schreiben. Der eine Teil davon, allgemeiner Natur, erlebte dann seine Auferstehung allerdings viel später in dem Novellenzyklus „Das Singgedicht“. Die andern aber, die in der Heimat Erde wurzelten, schrieb er in den beiden letzten Berliner Jahren mit ungewohnter Leichtigkeit nieder, und im Januar 1856 erschienen auch bei Vieweg die fünf ersten Geschichten der „Leute von Seldwyla“. Wessen Herz freut sich nicht, wenn wir sie hier nennen, die goldenen Früchte neuer Erzählungskunst, in denen keiner der Zeitgenossen unsern Schweizer erreicht hat, die ihrem Inhalt und Wesen nach so ganz seinem Vaterlande gehören, „Pankraz, der Schmoller“, „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster“, „Die drei gerechten Kammacher“ und das Märchen „Spiegel, das Kätzchen“. Auch die Lyrik aus dieser Zeit zeigt die gereifte Männlichkeit in den „Neueren Gedichten“, die Vieweg 1851 in der Erwartung des Hauptwerkes in Verlag genommen hatte. Die literarische Satire „der Apotheker von Chamonix“, die ebenfalls in Berlin entstand, die gehalt-

vollen Rezensionen der Werke seines großen Landsmanns Jeremias Gotthelf sind andere Beweise seines tätigen Ringens, so daß wir darob das fruchtlose Mühen um den Lorbeer des Theaters vergessen können, ganz nach dem Satze, in dem er sich später über Paul Heyeses Anstrengungen äußerte: „Man kann nicht alle Sterne zwingen“.

Und die Mitwelt Gottfried Kellers? Mit zu den Schicksalswirren und Prüfungen unseres Dichters gehört es, daß ihm die Anerkennung und der Ruhm sehr langsam und spät zuteil wurden. Auch in der Heimat, in Zürich, waren es ihrer nur wenige, die an den Stern ihres „Staatsstipendiaten“ glaubten, nachdem er sie so lange Jahre umsonst auf den Dramatiker hatte warten lassen. Die praktischen Büro- und Geschäftsleute zuckten die Achseln, doch gerade unter den hervorragenden seiner Mitbürger fanden sich Freunde, welche nicht nur das gute Schrot und Korn und das reicherentwickelte Gefühl im „Grünen Heinrich“ bewunderten, sondern auch gleich bereit waren, dem bedrängten Landsmann in der Ferne beizustehen. Sie brachten vorerst die nötige Summe zusammen, um Kellers Gläubiger in Berlin zu befriedigen. Zu gleicher Zeit, im Frühjahr 1854, legten sie dem Überraschten die Frage vor, ob er nicht am eben errichteten schweizerischen Polytechnikum den Lehrstuhl für Literatur und Kunstgeschichte übernehmen wolle. Begreiflicherweise brachte diese Nachricht Gottfried Keller in keine geringe Aufregung. Hatte er nicht schon von Heidelberg aus es als ein wünschbares Ziel dargestellt, einmal in Zürich irgend eine Stelle zu bekleiden, wovon er leben könne und wobei sich immer noch eine kleine Summe erübrigen ließe für eine kleine Reise. Die Überlegung war ernst, und doch dauerte sie nicht allzu lange, weil der ehrliche Sinn und der Haß gegen jede Halbheit ihr Veto einlegten. Nachdem er einmal darüber ins Klare gekommen war, blieb er lieber noch länger in Berlin, da alles, was in Zürich Einfluß auf ihn haben konnte, die Mutter voran, von dieser herrlichen Sache angesteckt war. Gerade die Art, wie man es ihm beibrachte, ging gegen sein Selbstgefühl; aus Barmherzigkeit wollte er nicht angestellt werden.

So vollendete Gottfried Keller seinen Roman und seine Seldwylener Geschichten, um mit einem bestimmten Rechtstitel in die Heimat zurückkehren zu können. Dazu hatte sich nun Rohstoff genug angesammelt während der „sieben Jahre in der Wüste, um in Zürich eine ordentliche und geregelte Industrie zu betreiben“. Aber das Sichlosreißen vom Berliner Boden war wieder entsetzlich schwer. Dem unpraktischen Haushalter waren neue Schulden angewachsen und dazu quälte ihn starke Liebesnot. Im Schlußbande des „Grünen Heinrich“ in der Dörchen Schönfund-Episode hat er sie getreu dargestellt. „Hochfahrend, bettelarm und verliebt zugleich“. Da blieb nur noch ein Mittel. Mit der letzten Summe, die das Mütterlein entbehren konnte, entledigte er sich seiner Verbindlichkeiten, und in den letzten Dezembertagen des Jahres 1855 traf er endlich wieder in Zürich ein. (Schluß folgt).



Die Schweizer Partie.

Wie, guter Schächer, Du kennst sie nicht, die Schweizer Partie, das „Gambit der Eidgenossen“, dieses „Harakiri am Schachbrett“? Du weißt nichts von diesem schachlichen Neuland, dieser Umwertung aller Werte, dieser Ouverture eines neuen heroischen Zeitalters auf den 64 Feldern?

Dann ist es höchste Zeit, daß ich Dich einweihe. Vernimm noch zuvor, was die „Frankfurter Zeitung“ unter „Sensation der Schachtheorie“ ausführlich darüber geschrieben hat:

„Schachspiel und Hast sind Gegensätze. Das Wort Carlyles, die Stille sei das schöpferische Element, gilt ganz besonders für dieses „könig-

liche“ Spiel, das sogar Männern wie Napoleon, die vom Trubel der Weltgeschichte mitgerissen werden, Stunden der Muße abzutrotzen vermag. Es liegt somit im Charakter dieses Spiels, daß auch die Sensationen in der Geschichte seiner Theorie nicht von heute auf morgen entstehen. Und auch die große schachtheoretische Entdeckung, über die hier berichtet werden soll, hat Monate gebraucht, bis sie hingedrungen ist in alle stillen Caféhausecken, in alle behaglichen Studierstuben, wo kombinationsfreudige Köpfe diesem ernstesten aller Spiele nachsinnen. Aber jetzt ist die gesamte Schachwelt von einer ziemlich einmütigen Bewunderung und Begeisterung ergriffen. Auf aller Lippen ist das neu entdeckte Schweizergambit, dieses „Harakiri am Schachbrett“, wie man gesagt hat. Der österreichische Staatsbeamte Alexander Wagner aus Stanislaw (Galizien) hat einen wahrhaftigen „Kolumbusei“-Zug entdeckt, einen einfachen Zug, der bisher von allen Schachtheoretikern übersehen wurde, einen Zug, der gleich am Anfang die Partie unabwendbar zugunsten von Weiß entscheidet. Auf die Eröffnung 1) f2—f4, f7—f5 bietet Weiß das Opfer des Königsbauers: 2) e2—e4, f5×e4 an. Dieses Opfer wurde bisher als notorisch schlecht betrachtet und in den Lehrbüchern bloß als „abschreckendes Beispiel“ angeführt, da man als Fortsetzung auf die selbstverständlichen Züge: 3) S b1—c3, S g8—f6 dem Anziehenden nur 4) d2—d3 zumutete. Statt dieses Zuges fuhr Wagner mit 4) g2—g4 fort: der Drohung g4—g5 gegenüber ist nun Schwarz wehrlos. „Ich muß gewinnen“, sagt Wagner, und die Tatsachen haben ihm Recht gegeben. Es gibt nur ein Mittel gegen sein Gambit: das Opfer ablehnen. Nimmt man es an, so muß man verlieren. Das geistreiche Axiom von Dr. Tarrasch, im Gambitspiel gewinne stets der schlechtere Spieler, ist hinfällig geworden. Das Schweizergambit, also ein Opfer des Königsbauers im zweiten Zuge, ist das erste Gambit, das nicht nur ungefährlich, sondern durchaus gewinnbringend ist. Es ist somit geeignet, eine neue Epoche der Schachgeschichte herauf zu führen. Die Entwicklung ging in den letzten Jahrzehnten merklich dahin, den Wagemut aus dem Schachspiel zu verbannen; die Zeiten der schönen Opferkombinationen schienen schon entschwinden zu sein, und die langweiligsten Eröffnungen, das bedächtige *Gioco piano* und die pedantische spanische Partie, beherrschten die Bretter. Die Entdeckung des neuen Gambits wird veranlassen, sich mit dem schon Dagewesenen nicht schlechthin abzufinden. Denn könnte nicht noch so mancher einfache Zug mit den Schachspielern vieler Jahrhunderte verstecken gespielt haben? Man kann wohl mit dem glücklichen Vater des Schweizergambits sagen: „Die Schachromantik hat noch lange nicht ihr letztes Wort gesprochen.“

Dem Feuilleton der „Breslauer Zeitung“ seien folgende Sätze entnommen:

„Die Schweizer Partie bedeutet ein Wunder. Freilich ein neu entdecktes, und augenblicklich ist sie die große Sensation für viele, viele Tausende, für einen auf der ganzen Welt verstreuten Bund. Eine Armee von sinnenden, grübelnden Menschen ist gegenwärtig darauf aus, ihr Geheimnis zu enträtseln. Die Meister analysieren, die Klubs werden einberufen und spielen, spielen alle die Schweizer Partie, es regt und kribbelt verstört und aufgeregte unter den Figuren wie in einem aufgewühlten Ameisenschwarm, man möchte den Sieg entreißen, das Wunder durch ein zweites besiegen, und man hat hier in einem einleuchtenden Symbol das Bild der Welt, die immer weiter will, über jede Leistung hinaus, kein Verweilen und kein Rasten duldet. Mag sein, auch Herr Wagner erlebt jählings den Sturz, und plötzlich findet einer den Antwortzug, schmettert ihn von seiner steilen Höhe. Bis dann ein anderer wieder die Antwort auf jene noch nicht entdeckte Antwort entdeckt. Denn so ist das Leben.“

Führen wir uns nunmehr ein solches Schweizer Gambit an zwei Beispielen vor:

Wagner (Stanislaw).

Guyaz (Genf).

Weiß.

Schwarz.

1) f2—f4

f7—f5

2) e2—e4!

f5×e4

Schwarz muß annehmen, denn auf d7—d6 würde der weitere Vorstoß des e-Bauern sehr unbequem werden.

3) S b1—c3

S g8—f6

Schwarz kann nicht durch d7—d5 decken wegen des Damenschachs auf h5 nebst D h5×d5.

4) g2—g4! Die Neuerung des Herrn Wagner.

d7—d5

5) g4—g5

L c8—g4

(Variante unter A)

6) L f1—e2

L g4×e2

7) D d1×e2

d5—d4

8) g5×f6

d4×c3

9) f6×g7

c3×d2+

10) L c1×d2

L f8×g7

11) D e2—h5+

Ke8—f8

12) D h5—f5+

K f8—e8

13) 0—0—0

S b8—c6

14) L d2—c3

S c6—d4

15) D f5—h5+

Ke8—f8

16) S g1—h3

c7—c5

17) L c3×d4

c5×d4

18) S h3—g5

D d8—e8

19) S g5—e6+

K f8—g8

20) T h1—g1

De8×h5

21) T g1×g7 matt.

A.

5)

d5—d4

6) g5×f6

d4×c3

7) f6×g7

c3×d2+

8) L c1×d2

L f8×g7

9) D d1—h5+

Ke8—f8

10) 0—0—0

D d8—d4

- 11) L d 2—c 3 D d 4—e 3+
 12) K c 1—b 1 L g 7×c 3
 13) L f 1—c 4 D e 3×f 4
 14) S g 1—e 2 L c 8—g 4
 15) T h 1—g 1!! und Weiß gewinnt.
 (Schluß folgt.)

Schachaufgabe.

(Kombiniert von C. Kernekamp, Bürgenstock.)

Weiß: Kg1; Da3; Sb5; Sd7; g4; e6.
 Schwarz: Kd5; e7.

Matt in drei Zügen.

Eine leichte, nett konstruierte Aufgabe; Lösungen sind an die Leitung der „Schachhecke“, Kriegsgefangenenfürsorge, Bern, Thunstr. 23 zu richten.

Korrespondenz-Partien mit Schachmeister Kagan.

Kurz vor Redaktionsschluß erhielten wir noch in einem freundlichen Schreiben des bekannten Berliner Schachmeisters Herrn Kagan die Erklärung, durch Vermittlung der Leitung der „Schachhecke“ unentgeltlich 25 Korrespondenz-Partien mit Internierten gleichzeitig spielen zu wollen. Gegenwärtig spielt der Meister 20 Korrespondenz-Partien mit zwei Fürsten, einem General und verschiedenen Offizieren im Felde. Die Partien beginnen baldmöglichst; Anmeldungen dazu werden an die unter „Schachaufgabe“ genannte Adresse in der Reihe ihres Eingangs berücksichtigt, doch haben die Teilnehmer an unserm Korrespondenzturnier den Vorzug.

Schriftleitung der „Deutschen Internierten-Zeitung“:

Professor Woltereck, Hermann Hesse und Leutnant Sticks, Bern, Thunstraße 23.

ELCHINA

nach Dr. Scarpatetti und Dr. A. Hausmann.

Geistig und körperlich

überarbeitete Personen stellen ihre Arbeitskraft und Arbeitsenergie wieder her durch den täglichen Gebrauch des Elchina.

Es stärkt die Nerven, hebt die Körperkräfte, beseitigt Ermüdung und Abspannung, bessert den Appetit, regt die Darmtätigkeit an und stellt die Arbeitsfreudigkeit wieder her. Flaschen à Fr. 2.50 in den Apotheken.

Hauptdépôts: St. Gallen: Hechtapotheke, Marktgasse 11; Zürich: Uraniaapotheke, Uraniastraße 11; Davos-Platz und Dorf: Apotheken Hausmann.

☛ Für erstklassige Weinhandlung in der Ostschweiz ☛

wird ein

Flaschenküfer gesucht.

Gute Bedingungen. Offerten erbeten an die Schriftleitung der Deutschen Internierten-Zeitung, Bern, Thunstraße 23.

Internierte

die mit dem Sahnenjunker Max Ohler, Inf.-Regt. Nr. 160, 3. Batl., Erkennungsmarke Nr. 706 (vermißt seit 7. Oktober 1916 nach einem Gefecht am Südrande des Pierre-Vaast-Waldes), in Gefangenschaft zusammen waren oder sonst etwas über seinen Verbleib angeben können, werden gebeten, ihre Adresse der Schriftleitung der Deutschen Internierten-Zeitung zu übermitteln.

Für

Bademeister und Masseur!

Ein tüchtiger, zuverlässiger Bademeister und Masseur wird zu sofortigem Eintritt gesucht vom

Kurhaus Passugg bei Chur.

Ganz **Ätzer**, speziell für Strich, sowie ein Andruker für Klischees finden tüchtiger **R. Benzi & Co., Bern, Photochemigraphische Kunstanstalt.** gute Anstellung bei

Holzbildhauer und Leistenmacher

gegen gute Bezahlung für die Orthopäd. Werkstätte Stansstad gesucht.

Bewerbungen an Kaiserl. Deutsche Gesandtschaft, Sektion IV: Interniertenarbeit, Bern, Schauplatzgasse 33.

Zur Bedienung unserer wandernden Riesbrechmaschinen

suchen wir

8 Militär- oder Zivilinternierte

(Klasse 4). Anfangsstundenlohn 60 Rappen mit nachheriger Aufbesserung auf 65 Rappen. Verpflegung und Logis am Arbeitsplatz. Verpflegungskosten belaufen sich auf zirka Fr. 2.— pro Tag. Gute Behandlung wird zugesichert. — Anmeldungen nehmen entgegen R. Giger & Co., Zürich 6, Röschibachstr. 72.

Baugeschäft M. Sijcher Lenzburg

das bereits deutsche Internierte beschäftigt, sucht zu baldigem Eintritt weitere

Maurer und Handlanger.

Gelernte Gummiarbeiter

finden dauernde und lohnende Beschäftigung in der Schweizerischen Gummiwarenfabrik, J. Lonstroff in Aarau und Genf.

Gesucht!

Ein tüchtiger Scheibenarbeiter (Töpfer)

findet sofort bei gutem Lohn, Kost und Logis dauernde Arbeit. Einem tüchtigen, kautionsfähigen Arbeiter wäre zugleich Gelegenheit geboten, das Geschäft leih- oder kaufweise zu übernehmen. Das Geschäft befindet sich 2 Minuten vom Bahnhof, elektrisches Licht und Wasserkraft vorhanden. Sehr gute Kundsame, Arbeit für 2 bis 3 Mann das ganze Jahr. Gefl. Angebote erbeten an

Kaspar Schellenberg, Hafner
Sehraltorf (Zürich), Bahnhofstraße.

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

In 3 bis 4 Bänden, Leinen-Einband mit Prägung. Glänzende Urteile von Oberst Gertsch, Generaloberst von Kluck, Generalleutnant Freiherr von Freytag, Mackensen und anderen großen Strategen. Bis heute 1 Band erschienen, enthaltend: Geschichte des Krieges, die militärische Lage, Feldzug im Westen bis 15. September 1914, Feldzug in Ostpreußen bis zum 15. September 1914, Feldzug in Galizien und Südpolen bis 15. September 1914, 5 geographische Karten.

1. Band mit Abzug von Kursgewinn Fr. 15.— netto

— zahlbar in monatlichen Raten von Fr. 3.— ohne jeglichen Zuschlag. —

ZU BEZIEHEN BEI GEORG SOMMERFELD, BUCHHANDLUNG, BERN.

BESTELLSCHEIN.

Unterzeichneter bestellt hiermit bei Georg Sommerfeld, Bern, Stegemanns Geschichte des Krieges, Band 1 und folgende, und ersucht um Zusendung unter Nachnahme — Betrag folgt durch Posteingahlung — durch monatliche Ratenzahlung von Fr. 3.—; die weiteren Bände wollen mir je nach Erscheinen übersandt werden.